

V. Innere Emigration im Dritten Reich (1933–1944)

Am 30. Januar 1933 kam ich nachmittags bei trübem Wetter von einem Spaziergang und sah in der Nähe vom Schloß Freudenstein eine Hakenkreuzfahne baumeln. Da wußte ich, wie die Regierungsverhandlungen nach dem Rücktritt Schleichers¹ ausgegangen waren. Sie hatten zur Berufung Hitlers zum Reichskanzler geführt. Ich ging mit schwerem Herzen nach Hause. Und wirklich: Gleich am nächsten oder übernächsten Tage begingen Papen und Hugenberg, die ja im neuen Reichskabinett die Mehrheit und sich vorgenommen hatten, Hitler in Schranken zu halten, den entscheidenden Fehler, daß sie die Auflösung des erst vor einem Vierteljahr gewählten Reichstags zuließen², in dem die Nationalsozialisten 34 Mandate weniger besaßen als vorher. Sie hätten ja wissen müssen, daß es für sie selber tödlich werden könnte, wenn sie ihm noch einmal die Chance einer neuen Wahlpropaganda einräumten. Noch besaßen sie gleich nach dem 30. Januar das Ohr Hindenburgs. Aber wie bald fand der Rattenfänger Hitler die Töne, die den alten Präsidenten bezauberten!

Ich will nicht sagen, daß ich von Astrologie viel halte. Aber das muß ich zugestehen, daß in dem astrologischen Kalender, den ich einige Jahre lang regelmäßig las, der 27. Februar 1933 als Katastrophentag vorausgesagt war. Es war der Tag des Reichstagsbrandes, den Hitler benutzte, um den Reichspräsidenten zum Erlaß der Notverordnung vom 28. Februar zu überreden, die alle verfassungsmäßigen Grundrechte des deutschen Staatsbürgers außer Kraft setzte.³ Das vielberufene „Ermächtigungsgesetz“, mit dem Ende März der neugewählte Reichstag die diktatorischen Vollmachten mit Zweidrittelmehrheit bestätigte, hat nur den Zustand legalisiert, der seit dem 28. Februar schon bestand.⁴ Insofern ist die Mehrheit der Zentrumsfraktion, die dem Ermächtigungsgesetz zustimmte, entlastet. Sie handelte unter dem Eindruck des nationalen Festrummels, der vorher in der Potsdamer Garnisonkirche veranstaltet wurde; unter dem Eindruck einer propagandistisch erzeugten unechten natio-

¹ Kurt von Schleicher (1882–1934), General, 1929 Leiter des politischen Ministeramtes im Reichswehrministerium, Juni 1932 Reichswehrminister, Dezember 1932–Januar 1933 Reichskanzler, 1934 im Zusammenhang mit der Röhmaffäre ermordet.

² Reichspräsident von Hindenburg hatte am 1. 2. 1933 nach Vortrag von Hitler und Papen den Reichstag aufgelöst und Neuwahlen für den 5. 3. 1933 angesetzt. Papen und Hugenberg, die zunächst gegen Neuwahlen waren, hatten dem Drängen Hitlers schließlich nachgegeben.

³ „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat“ vom 28. 2. 1933, in: RGBl 1933 I, Nr. 17, S. 83.

⁴ „Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich“ vom 24. 3. 1933, in: RGBl 1933 I, Nr. 25, S. 141. Vgl. Das Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933. Quellen zur Geschichte und Interpretation des „Gesetzes zur Behebung der Not von Volk und Reich“, hrsg. und bearb. von Rudolf Morse, Düsseldorf 1992.

nenal Erhebung, als ob die echte Erhebung zum Kriegsbeginn im August 1914 wiederholt werden könnte.

Ich erlebte diese Hitlersche „Erhebung“ im Freiburger Gymnasium mit, bei Lehrern und Schülern. Es war eine erschütternde Begebenheit, die einem beinahe selber den Kopf verdrehen konnte. Sie beeindruckte auch Kollegen, von denen ich wußte, daß sie Gegner Hitlers waren. Das Lehrerkollegium hatte in den letzten Jahren ziemlich viel Zuwachs jüngerer Studienräte und Assessoren erhalten, besonders von Neuphilologen, weil die alte Schule unter Verschmelzung mit dem Freiburger Realgymnasium 1930 in eine Reformanstalt umgewandelt worden war. Der fremdsprachliche Unterricht begann jetzt in [der] Sexta mit Englisch statt mit Latein, mit dem nun erst die Quartaner anfangen. Das Griechische setzte in der Untersekunda ein, aber nur im gymnasialen Zug; im realgymnasialen blieb es weg. Der Geist der Schule blieb trotzdem im ganzen humanistisch. Dafür konnte ich selbst in der ersten realgymnasialen Klasse sorgen, die ich vier Jahre lang als Ordinarius bis zum Abitur geführt habe. Die Schüler wurden natürlich restlos nationalsozialistisch. Sie wußten, daß ich ein erklärter Gegner Hitlers war, der seine innere Gesinnung auch gegenüber dem nunmehrigen „Führer“ aller Deutschen nicht änderte. Ich kam trotzdem auch nach der „Machtergreifung“ mit der Klasse gut zurecht. Wie weit sich die jüngeren Kollegen, die sich vorzugsweise mir angeschlossen hatten, anpaßten, kann ich im einzelnen nicht sagen. Einige von ihnen kamen gern in unsre Wohnung zu Besuch. Abends trafen meine Frau und ich sie oft im Restaurant des Hotels „Zum Roß“ oder in der Weinstube von Poppitz. Unser eigentliches Stammlokal war die Weinstube zum „Dummen Hund“ am Obermarkt. Sie hieß nicht offiziell so, pflegte aber nach dem Spitznamen ihres langjährigen Kellners so genannt zu werden. Hier waren wir vom Gymnasium eine oft und gern gesehene fröhliche Runde, weil wir eine große Zeche machten und uns dabei immer anständig benahmen. Hier gab es einen ausgezeichneten „burgenländischen“ Süßwein, also „Ruster“, mit schwarzrotgoldenem Etikett, den wir demonstrativ bevorzugten. Diese Fröhlichkeit wurde natürlich beeinträchtigt, seit die Nazis am Ruder waren. Doch zu Ende kam die Runde erst, als ich zu Ostern 1934 Freiberg verließ. Die Kollegen anderer Couleur betrachteten unser Treiben etwas scheel.

Im April 1933 erging das Gesetz mit dem verlogenen Titel „zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“.⁵ Denn es handelte ganz im Gegenteil von der Aberkennung oder Beschneidung der verbrieften Beamtenrechte politisch mißliebiger Staatsdiener. Mir war klar, daß auch ich von dieser bisher unerhörten Staatswillkür bedroht war. Ich habe später gehört, daß in der Tat zwei meiner Kollegen vom Gymnasium versucht haben, mich bei der „Partei“ zu denunzieren. Beide Herren gehörten nicht zu meinen erklärten deutschnationalen politischen Gegnern. Sie müssen aus Eifersucht und Heimtücke gehandelt haben. Ich habe damals gar nicht erfahren, welche Machenschaften hinter mei-

⁵ „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. 4. 1933, in: RGBl 1933 I, Nr. 34, S. 175–177.

nem Rücken gesponnen worden sind. Einer meiner Primaner, Wolf Preuße, der Einfluß in der Freiburger Hitlerjugend hatte, setzte sich auf die Bahn nach Dresden und beschwerte sich an zuständiger höherer Stelle über meine Ankläger. Mein Unterricht im Deutschen und in der Geschichte sei sachlich einwandfrei und sehr interessant, und meine Schüler wünschten mich als Lehrer zu behalten. Daraufhin wurden die Anklagen abgewiesen. Preuße selbst hat mir viele Jahre später diesen Hergang erzählt. Von anderer Seite habe ich auch die Namen der beiden Denunzianten erfahren. Aber ich will sie hier nicht nennen.

Eine Gefahr für mich war auch das Treiben der SA, die monatelang jeden Samstag willkürlich Hausdurchsuchungen und Verhaftungen politischer Gegner veranstaltete. Hanna und ich waren jeden Samstag froh, wenn am Morgen bei uns nichts passiert war und wir gleich nach dem Mittagessen nach Dresden fahren konnten. Hanna machte Besorgungen in Dresden, und ich ging in den Lesesaal der Staatsbibliothek im Japanischen Palais. Abends besuchten wir jeden zweiten Samstag das Dresdner Schauspielhaus. Wir hatten seit vielen Jahren Abonnementplätze, wie sie vor uns schon meine Eltern gehabt hatten. Die Bühne war eine der besten in ganz Deutschland. Ihre prominenten Künstler waren alles andere als Nationalsozialisten. Natürlich waren sie 1933 auch von „Gleichschaltung“ bedroht. Im nächsten Jahre mußten wir das Abonnement aufgeben, weil wir nach Leipzig verzogen, wo wir bald die Theaterbesuche einstellten, weil die Leipziger Bühne keinen Vergleich mit Dresden aushielt. Ebenso vorzüglich und berühmt war die Dresdner Oper, in die wir aber nur gelegentlich hineinkamen. In Leipzig hatten wir zum Ersatz die Gewandhauskonzerte.

Am 14. Juli 1933 begannen die Großen Ferien. Wir wollten sie benutzen, um auf ein paar Wochen dem Nazikäfig in Deutschland ganz zu entfliehen. Unmittelbar nach Schulschluß reisten wir mit dem Mittagzug nach Nossen und von da nach Leipzig. Im Leipziger Zug saßen uns im Abteil gegenüber zwei Pastoren, Alte Herren des Leipziger Paulus, aber glücklicherweise uns ganz unbekannt. Wir hörten stumm ihren Gesprächen zu. Mindestens der eine war ein engagierter „Deutscher Christ“, der in Hoffnungen auf die herrlichen Zeiten schwelgte, die der Kirche unter Hitler beschieden sein würden. Der ganze politische Horizont der unbekannten beiden Bundesbrüder war dementsprechend.

Wir fuhrten weiter von Leipzig nach Frankfurt am Main und nachts von da nach Basel. Als wir hier auf dem Badischen Bahnhof zu einem Gang über den Bahnsteig ausstiegen, atmete ich auf. Dieses Aufatmen hat sich in den folgenden Jahren bis 1939 regelmäßig wiederholt. Ich reiste jeden Sommer wieder in die Schweiz, weil ich die Ferien zu meiner politischen Erholung brauchte. Die Schweiz ist ja nichts anderes als ein durch frühzeitige Abspaltung stehengebliebener Rest unsres alten Reiches.⁶ Die Kantone sind kleine Reichsstände, die es in Deutschland neben einigen großen Bundesstaaten überall geben könnte, wenn die deutsche Geschichte nicht durch Einwirkung des ihr ur-

⁶ Im Westfälischen Frieden von 1648 erreichte die Schweiz ihre Entlassung aus dem Reichsverband.

sprünglich fremdartigen Staatsabsolutismus in ihrer Kontinuität gestört worden wäre. Je widerlicher mir die Politik Hitlers war, um so stärker erwachte in mir mein originales kursächsisches Bewußtsein, das dem „Schweizergeist“ verwandt ist. Ich habe seit 1933 ganz bewußt auf Reisen in andere Länder verzichtet, um jährlich wenigstens ein paar Wochen „Ersatz“ für meine politische Heimat zu haben. Ich habe mir den größten Teil der Schweiz „erwandert“ und auch mit vielen Schweizern Gespräche geführt. Sie sind höflich und glaubten manchmal, dem vermeintlich Hitlerdeutschen nach dem Munde reden zu müssen. Wenn man ihnen aber begreiflich macht, wer man in Wirklichkeit ist, dann gehen sie freudig aus sich heraus.

Wir fuhren am 15. Juli von Basel nach Bern und quartierten uns auf der Schauplatzgasse im Hotel „Bären“ ein. Ganz in der Nähe, bei der Schweizerischen Kreditanstalt, erhoben wir unser vorgesehenes Reisegeld. Über den Sonntag (16. Juli) blieben wir in Bern. Am Montag fuhren wir nach Interlaken. Das Hotel „Krebs“ bestach uns durch seine grünen Fensterläden. Wir mieteten hier ein Zimmer, wie ich's dann viele Jahre getan habe. Mit der Besitzerin Frau Marie Krebs war ich von diesem ersten Gastbesuche an persönlich befreundet. Sie war eine kluge Frau, mit der man politisch informative Gespräche führen konnte. Ich verdanke ihr neben touristischer Beratung auch gute politische Anregungen. Am Zeitungsstand im Interlakener Westbahnhof konnte man sich ausländische und Emigranten-Literatur verschaffen, die man freilich nach Hitler-Deutschland besser nicht mitnahm.

Wir blieben vom 17. bis zum 28. Juli in Interlaken und durchwanderten alles, was im Oberland für uns erreichbar war. Am 28. Juli gingen wir früh gemeinsam noch zum Interlakener Ostbahnhof. Dort setzte sich Hanna in den Kurswagen nach Dresden, während ich noch mit einer großen Rundwanderung begann: Meiringen, Innertkirchen, Handeggfall bis zum Grimselhospiz, teils zu Fuß, teils mit Postbus. Am nächsten Tag Grimselpaßhöhe, Gletsch im Rhonetal, Furka bis Realp, Andermatt. Am 31. Juli ging es über Hospental und die Gotthardpaßstraße nach Airolo; ich wiederholte also eine Wanderung, die ich schon mit Hanna gemacht hatte. Es folgte die Bahnfahrt nach Bellinzona und Locarno. Lugano ließ ich diesmal weg und fuhr dafür mit der Centovalli-Bahn nach Domodossola und durch den Simplon nach Brig. Hier erlebte ich abends am 1. August die Feier des schweizerischen Nationalfestes. Im Hotel „Victoria“ hatte ich ein interessantes Gespräch mit dem Hausdiener, der ein eifriger Katholik und Freund der Jesuiten war und mir zeigte, daß im katholischen Ausland damals noch ein Bild verbreitet war, auf dem Hitler als Freund der Kirche und verdienstvoller Wiederhersteller der „Ordnung“ erschien. Nun, so schätzten ihn im Sommer 1933 auch deutsche Benediktiner noch ein. Papen hatte ja damals erreicht, daß sich der Vatikan auf ein „Reichskonkordat“ mit Nazideutschland einließ.⁷ Noch teilten im In- und Ausland viele Ka-

⁷ Konkordatsabschluß vom 20.7.1933 (RGBl 1933 II, Nr. 38, S. 679–690).

tholiken die Illusionen Papens. Bald gab es ein böses Erwachen, wohl auch für Papen selbst, der freilich seine traurige Rolle weiterspielen mußte.

Die ganze Reise endigte nach fast vier Wochen wieder in Bern und mit einer Wanderung im Weißensteingebiet des Jura von Solothurn aus. Nach dem Ende der Ferien fing die Schule wieder an, ohne daß mich etwas behelligte. Ende September kam die Zeit, wo üblicherweise die Tagung der Wissenschaftlichen Vereinigung stattzufinden hatte. Ich hielt es für geraten, diesmal von einem auswärtigen Referenten abzusehen. Wer konnte wissen, an wen wir im nunmehr „gleichgeschalteten“ Deutschland geraten würden? So schlug ich meinen Freunden vor, diesmal selbst das Referat zu übernehmen. Sie stimmten zu. Die Tagung der Wissenschaftlichen Vereinigung konnte im übrigen ganz wie sonst am 28. September im Freiburger Domgemeindehaus abgehalten werden. Den Vorsitz übernahm an meiner Stelle Heinrich Kromayer.

Das Thema lautete: „Freiheit und Gehorsam. Über die Lage der Individualität unter den objektiven Mächten.“ Natürlich bedeutete es eine Stellungnahme gegen die Totalität des Staates, die uns auferlegt wurde. Aber das konnte nur aus dem Hintergrunde der Worte, die ich sprach, entnommen werden. Der Vortrag begann mit Distanzierung von der idealistischen Philosophie, die abstrakte Ideen über den Menschen stellt, und vom gelehrten Spezialistentum, das den Menschen sich selber entfremdet. Dagegen gilt es, „die Freiheit zu retten“.

Es gibt keine Freiheit außer in Anerkennung der konkreten menschlichen Individualitäten. Nicht ein abstraktes Vernunftswesen, nicht ein Gattungswesen *Homo sapiens*, sondern der konkrete Einzelne ist das Geschöpf, das „nach dem Bilde Gottes“ geschaffen ist.

Man darf seine Seele nicht in Frage stellen. Wer das tut, befindet sich in seinem Denken nicht in Übereinstimmung mit seinem Erleben. Er ist reif für den Selbstmord. „Indem ich erkenne, daß ich erlebe, werde ich meiner Seele inne, auch wenn ich sie etwa formal leugnen wollte.“ Man kann aber auch der Seele eines andern unmittelbar innwerden; das beweist die Erotik. Dieses „zu seiner Seele Kommen“ als Ich und als Du ist die wahre Freiheit. Ihr „Evangelium“ muß man immer zuerst verkündigen, ehe man Gehorsam heischt. Führerglaube ohne die Voraussetzung dieser Freiheit schließt immer in sich einen Götzendienst mit der Autorität. Das war wohl deutlich genug, um die Absicht dieses Vortrags zu erkennen.

Das Referat nannte nun die wichtigsten sozialen Mächte, die Gehorsam verlangen dürfen: das Volkstum, den Staat und die Kirche. Volkstum und Staat können im Nationalstaat gewissermaßen verschmelzen. Im Nationalen steckt aber immer ein naturales Element, das sehr unmoralisch werden kann. Dann droht der Staat, die Bestie im Menschen zu entfesseln, die überall herauskommt, wo man zu weit „zurück zur Natur“ geht. Im Interesse der Kultur ist darum eher eine Trennung der nationalen Gesinnung von der Politik zu fordern. Die Volkstümer als solche sollten lieber entpolitisiert werden wie früher

die Sippen und die Dynastien, die ja auch einmal politische Mächte ersten Ranges waren. Ein Prinzip „Cuius regio eius natio“ darf nicht anerkannt werden.

Statt „organischer“ Staatsauffassung oder auch brutal gehandhabtem Mehrheitsprinzips, die beide zur Unterdrückung der Freiheit führen, brauchen wir einen Staat, der die „Menschenrechte“ respektiert. Der Staat darf nicht omnipotent sein, sondern soll Privilegien des Menschen beachten, nur daß dies heutzutage nur noch demokratisierte Privilegien sein dürfen. Disziplin und Gehorsam, die von der staatlichen Autorität gefordert werden, dürfen nicht unmoralisch begründet werden. Echter Gehorsam beruht auf vernünftiger Anhänglichkeit an das Ganze, auf einem Bewußtsein der Mitverantwortung und Solidarität. Harmonische Einheit von Freiheitsanspruch und Gehorsam kann man als Loyalität bezeichnen.

Wie Volk und Staat, so ist auch die christliche Kirche eine soziale Realität und nicht etwa eine Idee. Sie ist der Effekt der geschichtlichen Tatsache der Inkarnation des Logos. Das Sosein unsrer ganzen Kultur, unsres Fühlens und Denkens, ist durch die Tatsache Kirche in einer zweitausendjährigen Geschichte noch umfassender bestimmt als durch Nation und Staat. Unsrer Kultur ist objektiv „getauft“, auch wenn das subjektive Bewußtsein dies verleugnet. Auch die „Häresie“ ist christlich, denn sie ist einseitige Auswahl aus dem Christentum. Wohl ist die Kirche noch nicht das „Reich Gottes“, aber es kann kein Christsein geben ohne lebendigen Gehorsam gegenüber der universalen geistigen Tradition der Kirche.

Christus ist der in die Zeit eingegangene, also Geschichte gewordene Gott. Geschichtserkenntnis muß darum etwas mit Gotteserkenntnis zu tun haben. Nicht die generalisierende Erkenntnis der Philosophie oder die ebenfalls generalisierende Naturwissenschaft vermögen bis zu den letzten Wirklichkeiten vorzudringen, sondern die individualisierende Erkenntnis des Einmaligen in der Geschichte. Darum glaubt der Vortragende, daß man nicht von der Philosophie oder Naturwissenschaft her zu den Wirklichkeiten des Menschen und Gottes vordringen kann, daß also Anthropologie und Theologie sich auf Tatsachen der Geschichte berufen und begründen müssen.

Diese Tagung unsrer Wissenschaftlichen Vereinigung mit meiner Rede über „Freiheit und Gehorsam“ bewies, daß sie für den Nationalsozialismus unerreichbar war. Die „Ökumenische Arbeitsgemeinschaft“ dagegen war mit der „Machtergreifung“ von selber endgültig aufgelöst. Ich erinnere mich noch an eine private Zusammenkunft mit Froboese und Thieme im Frühling 1933 in Dresden, bei der wir nur feststellen konnten, daß wir resignieren mußten. Ich habe beide Herren nicht wiedergesehen, beziehungsweise Thieme nur einmal nach fast dreißig Jahren, wo wir gemeinsame Erinnerungen nicht einmal mit einem noch so kurzen Wort erwähnten. Froboese hat vermutlich seinen Frieden mit den Nazis gemacht, weil er gar nicht anders konnte, wenn er Lehrer und Kantor bleiben wollte. Ich habe nichts darüber gehört. Thieme machte im Herbst 1933 in Leipzig von sich reden, indem er seinen Übertritt zur katho-

lischen Kirche vollzog. Er schrieb einen Brief an den Papst selber, in dem er so tat, als stünde eine ganze Gemeinde hinter ihm. Was daran war, weiß ich nicht.⁸ Ich hatte jedenfalls den Eindruck, daß er Reklame für sich selbst machte, und war darüber verstimmt. Er tat es anscheinend schon in der Aussicht, emigrieren zu können. Seine Mutter war Schweizerin von Geburt, deren Bürgerrecht nach Schweizer Gesetzen durch die Heirat nach Deutschland nicht erloschen war. Das verschaffte ihm die Erlaubnis überzusiedeln.⁹ Mir kam nach der Hitlerzeit sein Buch „Gott und die Geschichte. Zehn Aufsätze zu den Grundfragen der Theologie und der Historik“, Freiburg 1948, zu Gesicht. Die Abhandlungen stammten alle aus der Zeit seiner Schweizer Emigration. Sie berührten sich wohl mit Gedankengängen von mir; aber sein religiöser Stil war mir zu pietistisch. Unsre Wege hatten sich für immer getrennt.

Für mich stand der Ausweg in die Emigration nicht offen. Ich war ohnehin entschlossen, in Deutschland zu bleiben, und – ich muß es sagen – wunderbarerweise wurde mir sehr bald gezeigt, wie das zu ermöglichen war.

Am 22. November 1933 klingelte in meiner Freiburger Wohnung das Telefon. Der Rektor des Gymnasiums teilte mir unter größtem Bedauern mit, es sei eine Verordnung des Dresdner Kultusministeriums eingetroffen, daß es mich zu versetzen gedenke. Ich sollte am Ende des Schuljahrs mit einem Herrn vom Realgymnasium Zwickau ausgetauscht werden, zweifellos um mich wegen meiner politischen Gesinnung zu disziplinieren. Ich war ja schon einmal nach Zwickau gewiesen worden: 1914 als ganz junger Anfänger, aber dort ans Gymnasium. Mich der jetzigen Versetzung zu fügen, hatte ich gar keine Lust. Mir kam gleich der Gedanke, meine Versetzung in [den] unbefristeten Wartestand zu beantragen, unter Berufung darauf, daß der Schulbehörde ja bekannt war, daß ich mit wissenschaftlicher Arbeit beschäftigt sei. Ich hätte regelmäßig die Dresdner Staatsbibliothek zu benutzen, und das sei mir von Zwickau aus unmöglich gemacht. Es traf sich, daß meine Frau gerade einen Besuch bei ihrem Vater in Aue plante. Sie hatte dort Verschiedenes zu tun, nachdem die Mutter vor einigen Monaten im März 1933 verstorben war. Ich ließ meinen Schwiegervater fragen, ob er mir gewisse Geldzuschüsse für unsern Haushalt weiter gewähren könnte; dann könnte ich eine Verminderung meines Gehaltseinkommens verantworten. Hanna brachte seinen Bescheid zurück: „Sag‘ deinem Karli, ein freier Mann ist ein freier Mann.“ Ich solle nur ja tun, was ich für richtig hielt.

Darauf fuhr ich nach Dresden und trug dem zuständigen Ministerialrat mein Anliegen vor. Er sagte: „In den Wartestand können wir Sie nicht versetzen, aber wie wär’s mit dem Ruhestand?“ Das famose Nazigesetz „zur Wiederher-

⁸ Thieme hatte einen Kreis von 40 Personen gebildet, der am Reformationstag des Jahres 1933 eine Adresse an den Papst richten wollte, ob es für lutherische Gemeinden möglich sei, sich unter Beibehaltung protestantischer Bräuche unter die Oberhoheit des Papstes zu stellen. Vgl. Thimme, Historiker, S. 60.

⁹ Siehe oben S. 147, Anm. 109.

stellung des Berufsbeamtentums“ enthielt einen Paragraphen, wonach ein Beamter in den Ruhestand versetzt werden konnte, wenn es erwünscht sei, seine Stellung für einen jungen Anwärter freizumachen.¹⁰ Der Ministerialrat ließ auf der Stelle die Höhe meines Ruhegehalts ausrechnen. Es kam heraus, daß es mir für 22 Dienstjahre zustand und 59 % meines Gehalts betrug. Damit war einschließlich der Zuschüsse meines Schwiegervaters unsre Existenz gesichert. Ich gab also meine Einwilligung. Mir fiel ein, daß der 22. November, wo ich mich entschloß, meiner Versetzung nach Zwickau zu widersprechen, der Tag der heiligen Cäcilia war, an dem ich 1915 in Frankreich verwundet und dadurch dem zivilen Leben zurückgegeben wurde. War es nicht so, als ob die Heilige jetzt zum zweiten Mal bewirkte, daß ich meinem wahren Eigenleben zurückgegeben wurde? Wurde mir nicht hier der Weg gezeigt, den Gewissenszwängen der heillosen Naziherrschaft zu entgehen? Ich gestehe, daß ich an diese Fügungen glaube. Daß ich ein Tor wäre, wenn ich nicht glauben wollte. Der Ministerialrat war offensichtlich beeindruckt und bereit zu unterstützen, was ihm als politische Charakterfestigkeit erscheinen mußte.

Ich kehrte befriedigt nach Freiberg zurück und wartete; allein es kam kein Bescheid aus dem Ministerium. Ende Dezember mußte ich mich entschließen, meine Wohnung zu kündigen, denn ich wollte am Ende des Schuljahrs keine Zeit verlieren, um nach Leipzig umzuziehen. Ich wollte ja im „Ruhestand“ nicht ruhen, sondern mit allen Kräften meine privaten Arbeiten fortsetzen: nicht bloß die an der Geschichte der „Kölnischen Zeitung“, sondern umfassende philosophische und historische Studien. Im Januar 1934 fuhr Hanna nach Leipzig, um eine Wohnung für uns zu suchen. Sie fand sie im Hause Schreiberstraße 4, fast an der Ecke zum Johannapark. Aber wir mußten sofort zugreifen, um sie uns zu sichern. Die ganzen beiden ersten Monate des Jahres vergingen, ohne daß der Schicksalsspruch aus Dresden ausgesprochen wurde. Erst zu Beginn des März traf die amtliche Mitteilung ein, daß ich mit dem Ende des Monats in den Ruhestand zu treten hätte – aber unter Fortzahlung des vollen Dienstgehalts bis zum 31. Mai. Der wohlwollende Ministerialrat in Dresden hatte die mich betreffende Verfügung des sächsischen „Reichsstattalters“ Mutschmann¹¹ so lange verzögert, damit ich aufgrund des Maigehalts, nicht schon des Märzgehalts pensioniert würde. Ich rückte nämlich mit dem 1. Mai noch einmal um eine Gehaltsstufe auf, und mein Ruhegehalt wurde da-

¹⁰ § 5 Abs. 2 des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ lautet: „Der Beamte kann an Stelle der Versetzung in ein Amt von geringerem Rang und planmäßigem Dienst Einkommen (Abs. 1) innerhalb eines Monats die Versetzung in den Ruhestand verlangen.“ Der Kommentar zum Gesetz von Hanns Seel (Ministerialrat im Reichsministerium des Innern), Berlin 1933, stellte fest, daß der Versetzung in den Ruhestand, wenn sie der Beamte verlangte, entsprochen werden mußte und er Anspruch auf sein volles Ruhegehalt besaß (S. 57).

¹¹ Martin Mutschmann (1879–1948), Fabrikant, 1922 Eintritt in die NSDAP, 1925–1945 Gauleiter der NSDAP des Gaues Sachsen, 1930–1933 MdR, 1933–1945 Reichsstattalter in Sachsen, 1935–1945 Ministerpräsident von Sachsen.

mit entsprechend höher. Außerdem stand mir auf diese Weise mein Dienstgehalt noch um zwei Monate länger zu, als meine tatsächliche Dienstzeit betrug. So wurde mir ein unerwartet günstiger Abgang ermöglicht. So gab tatsächlich die ministeriale Bürokratie dem scheidenden Nazigegner noch einen besonderen Segen mit auf den Weg. Hatte ich vielleicht meinem Ministerialrat durch politische Gewissenhaftigkeit imponiert, so imponierte jetzt er mir durch seine Geschicklichkeit, das ungerechte Gesetz des Terrorstaates zu meinen Gunsten zu überspielen.

Die Möbelwagen nach Leipzig, von unserm Hausmädchen Käthi betreut, die gleich mitreiste, gingen rechtzeitig ab. Wir selbst fuhren nach Aue, um dort Hannas Geburtstag am 2. April zu feiern. Pünktlich zum Quartalsende ließen wir Freiberg hinter uns; am 3. April betrat ich mit Hanna den Boden Leipzigs, während Hans noch bis zum Ende der Osterferien bei seinem Großvater blieb. Käthi half noch die neue Wohnung einzurichten, dann fuhr sie nach Freiberg zurück, denn wir gedachten von vornherein in Leipzig kein Hausmädchen mehr zur beschäftigen. Unser Hans war zwölf Jahre alt [und] genügend selbstständig geworden. Ich holte ihn vor Beginn des neuen Schuljahrs am Leipziger Hauptbahnhof ab und führte ihn in der neuen Wohnung in sein Zimmer. Er war überhaupt in seiner neuen Heimat schnell eingelebt und zufrieden. Ich ging mit ihm gleich am folgenden Tag zur Thomasschule, die auch auf der Schreiberstraße beinahe gegenüber von unsrer Wohnung lag. Wir suchten den Rektor auf und legten ihm das Freiburger Schulzeugnis vor. Meinem Sohne fehlte das grundständige Latein, weil das Freiburger Gymnasium ja eine Reformanstalt geworden war. Der Rektor war sofort bereit, ihn aufzunehmen, zumal ich die notwendigen Nachhilfestunden ja selber übernehmen konnte. Ein Jahr später wurde er noch ohne Lateinzensur in die Untertertia versetzt, und nun dauerte es nicht mehr lange, bis er den Stand seiner Klasse erreicht hatte und auch mit seinen Mitschülern verwachsen war. Erst hatten sie ihn „den vom Dorfe“ genannt, aber nun war er ganz zum Thomaner geworden, und seine Eltern freuten sich, daß er die Bildung einer althumanistischen Schule erhielt, der ich stets den Vorzug vor aller „Reform“ gegeben habe. Ich selbst war erfreut, in der großen Universitätsstadt wieder Fuß fassen zu können. Ich konnte wieder die Mitgliedschaft in meiner Bildungsstätte aus der Studentenzeit, dem Institut für Kultur- und Universalgeschichte erwerben. Dort war ich der Verwaltung ein willkommener Heimkehrer, dem man gern einen bevorzugten Arbeitsplatz einräumte. Hanna nahm ihr Tennisspiel wieder auf und konnte nach einiger Zeit in einen großen Sportclub eintreten, ohne daß man ihr Schwierigkeiten meinetwegen machte, was immerhin möglich gewesen wäre, weil man ja schließlich dahinterkam, daß ich zur „inneren Emigration“ im Nazi-Reiche gehörte.

Meine Freunde von der Freiburger Schule wollte ich nicht im Unklaren darüber lassen, daß ich aus freiem Entschlusse in den neuen Lebenskreis übergetreten war. So richtete ich an sie ein Rundschreiben „Zur inneren Lage unsres Kreises“, einen Rechenschaftsbericht, den ich größtenteils im Wortlaut hier

wiedergeben möchte. Ich betonte, daß ich mein Lehramt wohl gern und doch wohl auch mit Erfolg bekleidet hätte, aber doch jetzt noch mehr meinen eigentlichen Zielen zurückgegeben sei:

Eine Gemeinschaft von solcher Art ist, wie ich überzeugt bin, nicht nur für ganz junge Menschen gut. Sie dürfte für reifer Gewordene eher noch mehr leisten können, wenn sie recht verstanden wird. Ich bin deswegen, solange und soweit ich innere Zustimmung finde, willens, unsere Wissenschaftliche Vereinigung, die ihren Namen, nicht zu eng verstanden, gerade deshalb nicht zu Unrecht führt, weil es an den wesenhaften Dingen der Seele und des Schicksals viel zu erkennen gibt, aufrechtzuerhalten. Als einigendes Band können weiterhin unsere „Mitteilungen“ dienen, deren Redaktion unser Uli Instinsky¹² dankenswerter Weise in den Händen behalten will. Für die Vervielfältigung werden wir in Zukunft hier in Leipzig sorgen (Helmut Langbein). Vielleicht ist es möglich, im Herbst auch wieder zu einer Tagung zusammenzukommen, wenn ich auch mein eigenes Hauswesen als Stütze der Veranstaltung dort nicht mehr zur Verfügung stellen kann. Aber eine Literarische Morgenfeier, etwa am Sonntag, dem 7. Oktober, im altvertrauten Domgemeindehaus, ein gemeinsamer Ausflug am Nachmittag und ein Abendkonvent wären doch wohl ohne große Schwierigkeiten möglich. Vielleicht auch ein Begrüßungsvorabend am Sonnabend, den 6. Oktober. Im übrigen bitte ich an persönlichem Briefwechsel mit mir oder untereinander festzuhalten, der den Zusammenhang, selbst wenn Pausen unvermeidlich sind, doch nicht so leicht verlorengehen läßt. Wir, die wir jetzt hier in Leipzig dauernd oder vorübergehend ortsanwesend sind, pflegen den Zusammenhang untereinander nach Möglichkeit. Die holde Pleiße Stadt liegt außerdem gerade zentral genug, daß immer einmal der eine oder andere hierher kommen wird. In solchen Fällen bitte ich herzlich, die Verbindung mit mir aufzunehmen und sich nicht abschrecken zu lassen, wenn ich zu einem Vorschlag, der mir gemacht wird, gelegentlich zu meinem Bedauern mal Nein sagen muß.

Ich bitte alle meine Freunde aus der Wissenschaftlichen Vereinigung, dieses Schriftstück als eine Art mehr persönlich gemeinten Rundbrief aufzufassen, mit dem ich mich bei Gelegenheit meines Abschlusses der Freiburger Tätigkeit und des Endes unsrer Vereinigung unter den Schülern des Gymnasiums informierend in einem gewissen Vertrauen an jeden einzelnen wenden möchte. Daher erachte ich auch rein persönliche Antworten an mich, wenn sich jemand dazu aufschwingen will, für durchaus am Platze und werde mich darüber sehr freuen. An sich sind ja auch unsre „Mitteilungen“ nicht öffentlich gedacht, sondern für unsern persönlichen Austausch bestimmt. Von dem, was ich hier geschrieben habe, möge das besonders gelten.

Ich grüße alle Freunde mit einem herzlichen Grube,
Leipzig, am längsten Tag des Jahres, 22. Juni 1934.

Es gelang in der Tat, unsre Jahrestagungen noch einige Zeit fortzusetzen: 1934 und 1935 in Freiberg, die eine im Domgemeindehaus, die andere, wenn ich mich recht erinnere, im Hotel „Karsch“ am Bahnhof, wo Hanna und ich Woh-

¹² Uli Instinsky (1907–1973).

nung nahmen. Der Stil war insoweit verändert, wie es in meinem Rundbrief steht. Wir luden keinen auswärtigen Referenten mehr ein, sondern im Mittelpunkt stand die literarische Veranstaltung, statt des „Literarischen Abends“ eine „Literarische Morgenfeier“. Im Jahre 1936 ergab sich, daß es unmöglich geworden war, die Freunde nach Freiberg zu berufen, weil dort niemand am Orte war, der die notwendigen Vorbereitungen hätte treffen können. Hingegen ergab sich diese Möglichkeit in Dresden, weil sich Walter Kohlschmidt bereit erklärte, eine Lokalität für uns zu finden. Das „Damenzimmer“ des Hauptbahnhofrestaurants erwies sich als recht gut geeignet. Wir waren sehr ungestört, hatten geringe Kosten, und es war für Teilnehmer von auswärts besonders bequem gelegen. Die Regie der Literarischen Morgenfeier hatte Rudolf Böttger, der die Vortragenden und ihre Stoffe aussuchte und die Reihenfolge sinnvoll bestimmte. Er selbst erfreute uns dabei durch seine öfters gehörte Spezialität, den freien Vortrag der Forumszene aus Shakespeares Julius Caesar. Der gemeinsame Nachmittagsausflug ging von der Straßenbahnhaltestelle Niederpoyritz (zwischen Pillnitz und Loschwitz) hinauf auf die Elbhöhen und durch den Helfenberger Grund zurück. Abends waren wir wieder im Hauptbahnhofrestaurant. Der Tag lag später als früher üblich, am 31. Oktober 1936.

Es war die letzte Veranstaltung dieser Art, weil ich 1937 selbst verhindert war und von vornherein absagen mußte. Zum Ersatz veranstaltete ich im Dezember 1937 eine Adventsfeier in meiner Leipziger Wohnung, die freilich nur für wenige, die in der Stadt oder ihrer Umgebung wohnten, erreichbar war. 1938 konnte keine Tagung der Wissenschaftlichen Vereinigung gemacht werden, weil im September/Oktober Krieg auszubrechen drohte, der nur durch das „Münchener Abkommen“¹³, in dem die Tschechoslowakei die sudetendeutschen Gebiete an Hitler abtreten mußte, noch um ein Jahr hinausgeschoben wurde. Mit dem Herbst 1939 begann der Zweite Weltkrieg, in dessen Verlauf bald auch unsre „Mitteilungen“ eingestellt werden mußten. Innerlich hielt der Kern der Wissenschaftlichen Vereinigung weiter zusammen: in der Bundesrepublik Deutschland wie in der Deutschen Demokratischen Republik bis auf den heutigen Tag (geschrieben 1977).

Hier ist nun der Ort, auf meine Leipziger Jahre vor und während dem Zweiten Weltkrieg einzugehen. Noch als ich in Freiberg war, wandte sich der Kaplan Ernst Musial¹⁴ aus dem Leipziger Oratorium des heiligen Philippus Neri¹⁵ an mich. Er wollte mit einem Schreiben vom 2. Februar 1933 der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft beitreten. Er ahnte nicht, daß dieser nach der „Machtergreifung“ Hitlers nur noch die Auflösung bevorstand. Ich konnte

¹³ Münchener Abkommen vom 29.9.1938 zwischen dem Deutschen Reich, Großbritannien, Frankreich und Italien.

¹⁴ Ernst Musial (1900–1961), 1926–1934 Kaplan in Leipzig-Lindenau, 1934–1936 Seelsorger für die englisch sprechenden Katholiken in Berlin, 1936–1942 in Budapest, 1942–1945 Pfarrvikar in Falkenstein, 1945 Eintritt in das Oratorium in Frankfurt/M.

¹⁵ Philippus Neri (1515–1595), katholischer Priester, Gründer der Oratorianer.

ihm erst am 28. Februar den betrüblichen Bescheid geben, daß ich die Einstellung der „Religiösen Besinnung“ befürchten müßte.

[. . .]¹⁶

Immerhin konnte ich, als ich ein Jahr später nach Leipzig umgezogen war, die persönlichen Beziehungen zu Musial aufnehmen und nützliche Beziehungen zum ganzen Oratorium daraus machen, besonders zu Philipp Dessauer¹⁷, Werner Becker¹⁸ und Pfarrer Gunkel¹⁹. Musial selbst gab mir den guten Rat, mich dem Verleger Jakob Hegner²⁰ vorzustellen. In ihm fand ich den geeigneten Verleger für die Bücher, die ich zu schreiben hoffte. Hegner, der einen großen Ruf als Meister der Kunst des Buchdrucks besaß, residierte als eine Art Abteilungsleiter in der Großdruckerei Brandstetter auf der Dresdner Straße. Er kannte meinen Namen noch nicht, als ich zu ihm kam. Wir kamen uns aber in einem stundenlangen Gespräch ziemlich rasch nahe, und er erklärte mir, daß er mich gern als Autor annehmen werde, wenn ich ihm ein passendes Buchmanuskript vorzulegen hätte. Das würde ich aber nun erst zu schreiben haben. Er nahm einige Beiträge aus der „Religiösen Besinnung“ von mir an, um sie zu prüfen. Dann vertagten wir weitere Gespräche, weil ich zunächst verreisen wollte. Ich war im Sommer 1934 zum ersten Male nicht mehr an Schulferien gebunden und wollte dies zu meiner privaten und politischen Erholung in der Schweiz benutzen.

Am 29. Juni reiste ich von Leipzig ab: diesmal allein, denn Hanna mußte zu Hause bleiben, weil Hans ja noch Schule hatte. Ich fuhr über Probstzella und Stuttgart nach Schaffhausen. Als der Zug den Grenzbahnhof von Singen am Hohentwiel hinter sich ließ, empfand ich wieder die Erleichterung der Seele, die ich 1933 in Basel erlebt hatte, daß ich aus dem Nazigefängnis ins Land der politischen Freiheit hinüberkam. Ich fühlte, daß ein Deutschland unter Hitler niemals mein Vaterland werden könnte. Am 30. Juni reiste ich weiter über Zürich nach Lugano. Als ich am nächsten Morgen nach dem Frühstück im „Weißen Kreuz“ an die Zeitungen kam, las ich mit Aufregung die unerwarteten Nachrichten aus Deutschland, die Alarmmeldungen vom angeblichen Röhmputsch und vom Staatsstreich des sonderlichen „Reichskanzlers“, der persönlich die Pistole zückte und die Mordkommandos der SS kommandierte.²¹ An der Haustür des Hotels kam ich ins Gespräch mit einem deutschen

¹⁶ Auslassung: 1 1/2 Seiten. Briefwechsel mit Ernst Musial.

¹⁷ Philipp Dessauer (1898–1966), 1930–1945 im Oratorium in Leipzig.

¹⁸ Werner Becker (1904–1981), 1938 Eintritt in das Oratorium in Leipzig, 1939–1944 Studentenseelsorger in Leipzig, 1946–1972 Hochschuleelsorger.

¹⁹ Theodor Gunkel (1898–1972), 1926–1928 Kaplan in Chemnitz, 1928–1931 in Leipzig-Lindenau, 1931–1966 Pfarradministrator in Leipzig-Lindenau.

²⁰ Jakob Hegner (1882–1962), Verleger und Buchdrucker, 1930–1936 Direktor der Druckerei Brandstetter Leipzig, 1936 Emigration nach Österreich, 1938 nach Großbritannien, 1946–1950 Mitarbeiter im Summa Verlag Olten (Schweiz) und im Kösel-Verlag München, 1950 Mitgründer des Jakob-Hegner-Verlags Köln.

²¹ Zu den Vorgängen während des sogenannten Röhmputsches zusammenfassend Peter Longerich, *Die braunen Bataillone. Geschichte der SA*, München 1989, S. 206–219.

Geschäftsmann, der rechtzeitig sein Kapital in Sicherheit gebracht hatte und nun sein Wohnhaus im Tessin genoß. Die folgenden Tage brachten erst recht eine Flut von aufregenden Berichten über den Umsturz in Deutschland. Würden die nachfolgenden Ereignisse den Sturz des Verbrechers an der Spitze des Reiches bringen? Das wäre Deutschlands Heil gewesen, und ein paar Tage hoffte ich darauf. Der Reichspräsident Hindenburg lag fern auf seinem ostpreußischen Gute schon so gut wie im Sterben. Es wäre Sache der Reichswehr gewesen, die SS zu unterdrücken, solange er noch lebte. Aber der General von Blomberg ließ stillhalten, und als der Reichstag zusammengerufen wurde, nahm er ein „Gesetz“ an, das alles, was Hitler getan und angeordnet hatte, unbesehen für „rechters“ erklärte.²² Damit war der Verbrecherstaat endgültig etabliert, und die preußisch-deutsche Wehrmacht hatte alles geduldet, sogar die Ermordung ihres eigenen früheren Chefs, des Generals von Schleicher.²³ Das war die „Politik“ der maßgebenden Generäle. Wenige Jahre später hörte die Reichswehr auf, ein politischer Faktor zu sein. Hitler überspielte sie durch die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht²⁴, die sich ja ihrem Wesen nach als revolutionär-demagogisches Mittel gut verwenden ließ. In der Schweiz konnte ich mich genügend informieren, was dieser Ausgang der Dinge zu bedeuten haben werde.

Ich blieb während des ganzen Juli in der Schweiz, zuletzt im Hotel „Zum Hecht“ in St. Gallen. Hier erhielt ich den Besuch von Rudolf und Lore Böttger, die in Süddeutschland reisten und von Lindau oder Friedrichshafen aus auf einen Tag über den Bodensee herüberkamen. Es war der 25. Juli, der Tag, an dem ein Nazi-Putsch in Wien versucht wurde. Mittags kam die Nachricht, daß der österreichische Bundeskanzler Dollfuß²⁵ ermordet, der Putsch aber von seinem Nachfolger Schuschnigg²⁶ niedergeschlagen worden war.²⁷ Die drohende Haltung Mussolinis, der noch nicht der Verbündete Hitlers war, sondern sich als Protektor Österreichs und Ungarns fühlte, hatte dazu beigetragen. Böttgers und ich begrüßten diesen Ausgang. Abends reisten meine beiden Besucher wieder ab. Sie hatten sich Urach in der Schwäbischen Alb als Erho-

²² „Gesetz über Maßnahmen der Staatsnotwehr“ vom 3. 7. 1934, RGBI 1934 I, Nr. 71, S. 529. Das Gesetz bestand nur aus einem Artikel, der lautete: „Die zur Niederschlagung hoch- und landesverräterischer Angriffe am 30. Juni, 1. und 2. Juli 1934 vollzogenen Maßnahmen sind als Staatsnotwehr rechters“.

²³ Hierzu die Dokumentation von Theodor Eschenburg zur Ermordung des Generals von Schleicher, in: VfZ 1 (1953), S. 71–95.

²⁴ § 1 des „Gesetzes zum Aufbau der Wehrmacht“ vom 16. 3. 1935 führte die Wehrpflicht wieder ein (RGBI 1935 I, Nr. 28, S. 375).

²⁵ Engelbert Dollfuß (1892–1934), 1932–1934 österreichischer Bundeskanzler und Außenminister.

²⁶ Kurt von Schuschnigg (1897–1977), 1934–1938 österreichischer Bundeskanzler und Außenminister.

²⁷ Zum nationalsozialistischen Putschversuch in Österreich vgl. Bruce F. Pauley, *Der Weg in den Nationalsozialismus. Ursprünge und Entwicklung in Österreich*, Wien 1988, S. 130–133.

lungsort ausgesucht und luden mich zu einem Gegenbesuch dort ein. So erlebte ich mit ihnen hier in den ersten Augusttagen den Tod Hindenburgs.²⁸ Die Reichswehrgeneräle legten Hitler kein Hindernis in den Weg, sich aus dem „Führer“ der NSDAP kraft Ermächtigungsgesetz zum „Führer und Reichskanzler“ aller Deutschen zu machen.²⁹ Die verfassungsmäßige Volkswahl zum Reichsoberhaupt wurde für überflüssig gehalten. Ein politischer Witz wollte wissen, daß ein neues Verfassungsgesetz vorschreiben werde: „Der Führer und Reichskanzler ernennt und erschießt sämtliche Reichsminister persönlich.“ Man konnte diese uferlose Despotie höchstens noch mit gewissen orientalischen oder afrikanischen Sultanaten vergleichen.

Ich kehrte von Urach über Konstanz in die Schweiz zurück. Die Grenze nach Kreuzlingen überschritt ich zu Fuß und mit gesenktem Kopfe, weil ich im Lande der Freiheit doch leider nicht verbleiben konnte. Ich mußte von Zürich über Schaffhausen wieder nach Leipzig fahren. Baldmöglichst ging ich in den Brandstetter-Betrieb, um mit Jakob Hegner über mein zukünftiges Buch zu sprechen. Wir hatten, wie immer, ein langes vertrauliches Gespräch, in dem er mir unter anderem erzählte, daß er einen Volontär zur Ausbildung angenommen habe, den damals 25jährigen Heinrich Wild³⁰, der bald mein Freund werden sollte. Ich traf ihn zum ersten Male zufällig nicht im Verlag, sondern im Vortragsraum eines Hotels am Königsplatz. Der Oratorianer Dessauer wollte dort einen Vortrag halten, aber es erschien kein Publikum. Der Referent saß lediglich mit zwei andern am Tisch: mit Heinrich Wild und seiner Braut Irmgard. Der Vortrag fiel aus, aber wir saßen zu viert noch eine Weile und plauderten ein wenig. Dessauer stellte mir das Paar vor. So war sein mißglücktes Vortragsunternehmen doch nicht ganz ohne Erfolg geblieben: Es war zu einer fruchtbaren menschlichen Begegnung geworden. Übrigens wählten Heinz und Irmgard Wild bei ihrer standesamtlichen Heirat 1935, die sie, um eine Wohnung zu bekommen, der kirchlichen eine Zeitlang vorwegnehmen mußten, Hegner und mich zu Trauzeugen. Hegner legitimierte sich dabei vor dem Beamten mit einem tschechoslowakischen Paß, den er als Schutzschild vor Behelligungen wegen seiner jüdischen Herkunft betrachtete. Der Standesbeamte respektierte ihn gern; später aber erwies er sich als nicht mehr wirksam. Tatsächlich stammte Hegner nicht etwa aus Prag, sondern aus Wien. Seine Frau stammte aus einer sächsischen Pastorenfamilie, die in früherer Generation mit dem Maler Ludwig Richter³¹ verwandt war.

²⁸ Am 2. 8. 1934.

²⁹ Nach dem Tod Hindenburgs vereinigte Hitler die Ämter des Reichskanzlers und Reichspräsidenten unter dem Titel „Führer und Reichskanzler Adolf Hitler“ und vereidigte die Reichswehr auf seine Person. Vgl. das „Gesetz über das Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches vom 1. August 1934“, ausgegeben am 2. August 1934, RGBI 1934 I, Nr. 89, S. 747.

³⁰ Heinrich Wild (1909–1975), 1934 Eintritt in den Hegner-Verlag, 1936 Übernahme der Leitung in Vertretung für Hegner, 1945 Übernahme der Leitung des Kösel-Verlags.

³¹ Adrian Ludwig Richter (1803–1884), Maler und Zeichner.

Bei meinen zahlreichen Gesprächen im Verlagsbüro begegnete ich Hans Nachod³² und Paul Stern, die gemeinsam die „Summa wider die Heiden“ des Thomas von Aquino³³ übersetzt hatten.³⁴ Von diesen Gesprächen habe ich viel gehabt, weil beide auch Kenner Petrarcas³⁵ und Dantes³⁶ waren. Stern hatte seine Bibliothekarstellung verloren, weil er Jude war, und stand ziemlich mittellos da. Nachod kam aus einer reichen Bankiersfamilie und hatte es nie nötig gehabt, einen Brotberuf auszuüben. Als Menschen waren beide angenehm und sehr gebildet. Ihre Thomasübersetzung, die damals gerade gedruckt wurde, soll nach dem Urteil Josef Piepers³⁷ fehlerhaft und ungeschickt gewesen sein. Pieper war soeben Verlagsautor geworden, weil Hegner sein Manuskript über die Kardinaltugend der Tapferkeit angenommen hatte, womit er einen bedeutenden Bucherfolg erlebte.³⁸ Als Pieper einmal nach Leipzig kam, veranstaltete Hegner in seiner Wohnung einen Diskussionsabend, bei dem außer Nachod, Stern und Pieper auch Heinrich Wild und ich zu Worte kamen. Das heißt ich, soweit ich durch meine Kenntnis griechischer Philosophie mitreden konnte, denn vom heiligen Thomas verstand ich nichts. Mein eigenes Manuskript mit dem Titel „Wahrheit und Geschichte“ war damals von Hegner akzeptiert worden. Ich war im Herbst 1934 mit meiner Frau zusammen nach Karlsbad verreist. Auf einer Wanderung durch die Porta Bohemica nach Elbogen hatte ich mir das Thema zurechtgelegt. Ende März 1935 konnte Hegner, als er bei mir anrief, das fertige Manuskript bekommen.

Die Jahre von 1934 bis 1938 sind in meinem Leben die Zeit, in der ich meine Grunderkenntnisse über den Menschen und die Menschheitsgeschichte öffentlich ausgesprochen habe. Ich habe sie in den beiden Büchern des Hegner-Verlags „Wahrheit und Geschichte“³⁹ und „Logik der Tatsachen“⁴⁰ niedergelegt. Zur Ergänzung erschienen noch einige Aufsätze, von denen ich „Das Maß der Dinge“⁴¹ (in der Monatsschrift „Neue Rundschau“) für den wichtigsten halte. Im Vorwort zu „Wahrheit und Geschichte“ habe ich festgestellt, daß das mathematisch-mechanistische „Raumdenken“ zur Erkenntnis der „Wahrheit“ nicht zuständig sei, und in der „Neuen Rundschau“ habe ich dafür den

³² Hans Nachod (1885–1958), Archäologe, 1912/1913 Arbeit am Kaiserlichen Archäologischen Institut Rom, 1919–1939 unabhängiger Wissenschaftler und Schriftsteller, stellvertretender Museumskurator in Leipzig, 1939 Emigration in die USA, 1941 Wissenschaftler an der Columbia-University, 1945–1958 technisch leitender Berater von H. P. Kraus (Händler seltener Bücher in New York).

³³ Thomas von Aquin (1224 oder 1225–1274), Theologe und Philosoph.

³⁴ Thomas de Aquino, Die Summe wider die Heiden. Deutsch von Hans Nachod und Paul Stern, Erläuterungen von August Brunner. In 4 Büchern, Leipzig 1935–1937.

³⁵ Francesco Petrarca (1304–1374), italienischer Humanist und Dichter.

³⁶ Dante Alighieri (1265–1321), italienischer Dichter.

³⁷ Josef Pieper (geb. 1904), Philosoph, 1946–1976 Professor in Münster.

³⁸ Josef Pieper, Vom Sinn der Tapferkeit, Leipzig 1934.

³⁹ Wahrheit und Geschichte, Leipzig 1935.

⁴⁰ Logik der Tatsachen. Vom geschichtlichen Wesen der Schöpfung, Leipzig 1937.

⁴¹ Die neue Rundschau, August 1938, S. 122–140.

geschichtlichen personalen Menschen für das rechte „Maß der Dinge“ erklärt. Der Herausgeber Karl Korn⁴² gab mir in einer „Anthropologischen Reihe“ (Juni bis September 1938) das Wort neben Werner Sombart⁴³, Martin Dibelius⁴⁴ und Alfred Weber.⁴⁵ Er bezeichnete meinen Beitrag in einem Vorspruch als das „katholische Gegenstück“ zu dem des evangelischen Theologieprofessors Dibelius. Ich habe diese Charakteristik akzeptiert, obwohl ich der katholischen Kirche in Deutschland nicht angehörte. Ich nahm für mich in Anspruch, was ich 1933 an Musial geschrieben hatte, daß der kirchlich gesinnte Christ aufgrund des Sakraments der heiligen Taufe „katholisch“ ist. Korn dürfte meine führende Tätigkeit in der hochkirchlichen Bewegung und auch meine beiden Bücher im Hegner-Verlag gekannt haben. Bemerkenswert finde ich, daß er mich in seiner Zeitschrift als gleichrangig mit Sombart, Dibelius und Weber behandelte, die sämtlich namhafte Universitätsprofessoren waren, während ich nur ein privates Dasein aufzuweisen hatte. Ich hätte eigentlich schon damals „Professor“ sein müssen. Unter deutschen Verhältnissen hatte ich das eigentlich „nötig“. In der Tat hätte ich mich in Leipzig gleich 1934 habilitieren müssen. Eine Habilitationsschrift hatte ich ja mit meiner Geschichte der „Kölnischen Zeitung“ zur Verfügung. Aber unter Hitler war mir der Weg zur Hochschule versperrt. Er blieb versperrt, solange Deutschland nationalsozialistisch blieb. Die Geduld, auf den Sturz der Unrechtsherrschaft zu warten, mußte ich aufbringen. Einstweilen hatte mich Hegner zum „Autor“ gemacht; der „Professor“ war reine Zunkunftsmusik.

[. . .]⁴⁶

Ich habe die Arbeit an der „Logik der Tatsachen“ unter Hegners eigener Verlagsleitung nur beginnen können. Er ermutigte mich, nach dem ersten Buche „Wahrheit und Geschichte“ gleich ein zweites in Angriff zu nehmen, weil ein rechter „Autor“ nicht bloß mit einem isolierten Werke in die Öffentlichkeit treten dürfe. 1936 kam es dahin, daß die Firma Brandstetter einen jüdischen Verlagsleiter nicht mehr halten konnte. Hegner wanderte in seine ursprüngliche Heimat nach Wien zurück. Seinen Verlag mußte er in Leipzig lassen, weil er Brandstettersches Eigentum war. Er gründete in Wien einen „Thomas-Verlag“.⁴⁷ Die Leitung in Leipzig übernahm Heinrich Wild. Auch der Name des jüdischen Verlegers mußte verschwinden. Der Vorschlag, den

⁴² Karl Korn (geb. 1908), Redakteur.

⁴³ Werner Sombart, Das Wesen des Menschlichen, in: Die neue Rundschau, Juni 1938, S. 521–540.

⁴⁴ Martin Dibelius, Das Rätsel „Mensch“, in: Die neue Rundschau, Juli 1938, S. 1–11. Martin Dibelius (1883–1947), evangelischer Theologe, 1915 Professor für Neues Testament in Heidelberg.

⁴⁵ Alfred Weber, Was ist der Mensch?, in: Die neue Rundschau, September 1938, S. 234–241. Alfred Weber (1868–1958), Volkswirtschaftler, Soziologe und Kulturphilosoph, 1904–1907 Professor in Prag, 1907–1933 und nach 1945 in Heidelberg.

⁴⁶ Auslassung: 5 1/2 Seiten. Historisch-philosophische Erörterungen.

⁴⁷ Gegründet 1936 unter dem Namen „Thomas-Verlag Jakob Hegner Wien“.

Verlag „Heller-Verlag“ zu nennen, weil er früher in Hellerau bei Dresden gegründet worden war, kam von mir. Er wurde erst von der nationalsozialistischen Reichsschrifttumskammer beanstandet, am Ende aber doch genehmigt. Das Manuskript der „Logik der Tatsachen“ wurde erst Anfang September 1937 fertig. Ich hatte den ganzen Sommer aufs intensivste daran gearbeitet und auf meine Sommerreise verzichtet. Erst am 5. September reiste ich nach Interlaken ins Hotel „Krebs“. Immerhin konnte das Buch noch vor Weihnachten ausgegeben werden. Es war zu mehr als der Hälfte ein Buch über Leibniz⁴⁸ geworden und machte mich auch als eine Art von Spezialisten für Leibniz bekannt. Diese Wirkung war schon vorbereitet durch das Sammelwerk „Die Stunde des Christentums“⁴⁹, das schon Ende 1936 erschienen war und von mir eine Abhandlung über Leibniz enthielt.⁵⁰ Der Herausgeber war Kurt Ihlenfeld⁵¹ in Berlin-Steglitz, der Redakteur der evangelischen Monatschrift „Eckart“.⁵² Ich fand im Mitarbeiterkreis dieser Zeitschrift noch einmal, zum letzten Male, eine Position innerhalb des deutschen Protestantismus.

Die Fühlung mit dem Eckart-Kreis hatte ich gefunden, weil ich zu einer Tagung in Wernigerode eingeladen wurde, auf der der Professor und Romanautor Schmid-Noerr⁵³ den Hauptvortrag hielt. Es war eine schönggeistige Bewegung zur Pflege christlicher Literatur, die unter dem Nationalsozialismus noch geduldet war. Ich habe bis etwa 1943 eine ganze Reihe von Artikeln im „Eckart“ veröffentlichen können, zum Beispiel 1938 den Aufsatz „Was ist Wahrheit?“⁵⁴, der sich mit dem „Maß der Dinge“ in der „Neuen Rundschau“ be-
rührt. Einige behandelten kirchengeschichtliche Themen, zum Beispiel über „das Bekenntnis von Nikäa“⁵⁵ oder „Augustins Traktat ‚Von der Gottesstadt‘“.⁵⁶ Andere waren literaturgeschichtlich wie „Vom Ursprung der Roman-
tik“⁵⁷ und „Humanismus der Krisis“⁵⁸. Der Aufsatz „Unser Nächster“⁵⁹ behandelte die Auslegung des Samaritergleichnisses, die ich auch später wieder vertreten habe. „Die dritte Bitte des Vaterunser“⁶⁰ war ein Kommentar zum Problem des christlichen Betens. In diesem Kreise erweckte ich nun eben auch

⁴⁸ Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), Mathematiker und Philosoph.

⁴⁹ Kurt Ihlenfeld (Hrsg.), *Die Stunde des Christentums. Eine deutsche Besinnung*, Berlin 1937.

⁵⁰ Leibniz, in: *Stunde des Christentums*, S. 74–99.

⁵¹ Kurt Ihlenfeld (1901–1972), Schriftsteller.

⁵² „Eckart. Blatt für evangelische Geisteskultur.“ Erschienen 1924–1943 in Berlin, 1951–1960 in München und Witten.

⁵³ Friedrich Alfred Schmid-Noerr (geb. 1877), Schriftsteller.

⁵⁴ Was ist Wahrheit? Zum Aufbau einer christlichen Philosophie, in: *Eckart* 14 (1938), S. 73–82.

⁵⁵ *Eckart* 18 (1942), S. 40–46.

⁵⁶ *Eckart* 18 (1942), S. 237–245.

⁵⁷ *Eckart* 16 (1940), S. 128–132.

⁵⁸ *Eckart* 19 (1943), S. 73–76.

⁵⁹ *Eckart* 17 (1941), S. 4–9.

⁶⁰ *Eckart* 16 (1940), S. 208–212.

manches Interesse für Leibniz. Mein eigentliches Forum für diese Philosophie war allerdings die katholische Zeitschrift „Hochland“⁶¹ in München. Hier wurde im März 1938 meine Abhandlung „Leibniz in seiner und unsrer Zeit“⁶² gedruckt, ergänzt im Januar 1940 durch eine Arbeit über Descartes⁶³ „Cogito ergo sum“.⁶⁴ Ein weiterer „Hochland“-Aufsatz „Der Philosoph der Monaden“⁶⁵ gehört allerdings erst in die Zeit nach Hitler (November 1946).
[. . .]⁶⁶

Bei den Vortragsveranstaltungen des Eckart-Kreises lernte ich eine ganze Reihe interessanter Leute kennen. Außer Ihlenfeld selbst gehörte dazu August Winnig⁶⁷, einst sozialdemokratischer Oberpräsident in Ostpreußen, der sich aber als solcher mit den Ostmark-Nationalisten und dem Kapp-Putsch eingelassen hatte und deswegen sein Amt verlor. Er hatte der Politik den Rücken gewandt und war schöngestiger Schriftsteller geworden, der gut erzählen konnte. Der am meisten geehrte Kopf im „Eckart“ war Rudolf Alexander Schröder⁶⁸, der sich ganz zum überzeugten Kirchenchristen und evangelischen Liederdichter entwickelt hatte. Ihm widmete der Eckart-Verlag Anfang 1938 eine Festschrift „Werke und Tage“⁶⁹ zum sechzigsten Geburtstag, für die ich zu einem Beitrag aufgefordert wurde. Ich betitelte den Aufsatz „Glaubensverwandte Wissenschaft“.⁷⁰ Er berührte sich inhaltlich mit dem „Maß der Dinge“ und mit meinen Leibniz-Publikationen. Politisch war man im „Eckart“ sicher vor allem Nationalsozialismus. Die gemeinsame Distanz zu Hitler machte mich in diesem Kreise heimisch, der mir sonst vielleicht zu preußisch gewesen wäre. Ihlenfeld selbst war ordinierter Geistlicher der preußischen Landeskirche, der sich nach außen allerdings ganz als evangelischer Laie gab und keinerlei geistliches Amt bekleidete.

Die politischen Ereignisse besprach man damals nur in Privatgesprächen mit vertrauenswürdigen Leuten, die man genau kannte. In Leipzig gehörten dazu für mich mein nunmehriger Verleger Heinz Wild und seine Frau, ferner der Oratorianer Philipp Dessauer und Paul Stern, während Nachod nach Amerika ausgewandert war. Stern brauchte den gelben Davidstern, der den Juden an

⁶¹ „Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst“. Begründet von Carl Muth, erschienen 1903–1941 und 1946–1971.

⁶² Hochland 35, Bd. 1 (1937/1938), S. 417–431.

⁶³ René Descartes (1596–1650), französischer Philosoph, Mathematiker und Naturwissenschaftler.

⁶⁴ Hochland 37 (1939/1940), S. 129–138.

⁶⁵ Hochland 39 (1946/1947), S. 90–92.

⁶⁶ Auslassung: 1 1/2 Seiten. Über die Philosophie von Leibniz.

⁶⁷ August Winnig (1878–1956), Politiker und Schriftsteller, 1919–1920 Oberpräsident von Ostpreußen.

⁶⁸ Rudolf Alexander Schröder (1878–1962), Schriftsteller.

⁶⁹ Werke und Tage. Festschrift für Rudolf Alexander Schröder zum 60. Geburtstag am 26. 1. 1938. Hrsg. von Ernst L. Hauswedell und Kurt Ihlenfeld, Berlin, Hamburg 1938.

⁷⁰ Glaubensverwandte Wissenschaft. Ein humanistisches Problem, in: Werke und Tage, S. 36–44.

den Pranger stellte⁷¹, nicht zu tragen, weil er eine arische Frau geheiratet und arische Kinder hatte. So konnten wir es wagen, ihn zu Gesprächen beim Nachmittagskaffee in unsre Wohnung einzuladen. Andere Partner waren für mich zwei Lexikon-Redakteure aus dem Brockhaus-Verlag, Heinrich Heffter⁷² und Blaschke. Der letztere, der wegen seiner jüdischen Frau immer in großer Sorge lebte, starb jäh und ganz unerwartet. Dagegen überdauerten meine Diskussionen mit Dr. Heffter den ganzen Hitlerkrieg, und da er als Neuhistoriker ein Fachkollege von mir war, hatten wir auch viel Austausch über historische Fragen. Besondere politische Informationen, die mir sonst nicht zugänglich gewesen wären, erhielt ich manchmal von Dr. Hans Lehmann⁷³, der Redakteur an den „Leipziger Neuesten Nachrichten“⁷⁴ war. Eine neue Bekanntschaft, hauptsächlich aufgrund politischer Gesinnungsgemeinschaft, gewann ich in dem jungen Althistoriker Hans Schaefer.⁷⁵ Er wurde später nach Jena und schließlich als Professor nach Heidelberg berufen. Da setzten wir unsern Austausch in regelmäßigen Briefen fort.

[...]⁷⁶

Ich machte in den Osterferien 1938 noch einmal, wie schon so oft, eine kleine Reise nach Böhmen. Im Teplitzer Theatercafé lernten wir einen jüdischen Rechtsanwalt kennen. Er war entzückt darüber, daß es noch Reichsdeutsche gebe, die mit ihm zwanglos zu verkehren wagten. Er hieß Beamt und war ganz deutsch gesinnt, aber neuerdings gewöhnt, von den aufgehetzten „Sudetendeutschen“ wie ein Aussätziger gemieden zu werden. Am bereits dunklen Abend des Gründonnerstags schüttete er auf einem Spaziergang vor meiner Frau sein tiefbesorgtes Herz aus. Ich war mit unserm Sohn nach Prag gereist; Hanna war allein in Teplitz zurückgeblieben. Da tat sie einen tiefen Blick in die verzweifelte Lage des sympathischen Mannes, der sich von den Tschechen wie von den Deutschen ausgestoßen fühlte. Das lange Gespräch mit Hanna war ihm ein Trost, aber helfen konnten wir ihm nicht. Unterdessen fand ich in Prag spürbar eine ebenfalls gedrückte Stimmung. Auf den regenfeuchten alten Gassen der Kleinseite und um den Hradschin lag diese Stimmung wie eine Wolke. Ich fuhr traurig aus der „Goldenen Stadt“ hinweg nach Karlsbad, wo

⁷¹ Aufgrund einer Polizeiverordnung, die am 19.9.1941 in Kraft trat, mußten alle Juden über sechs Jahre in der Öffentlichkeit einen gelben Judenstern tragen, der auf der linken Brustseite des Kleidungsstückes angenäht war. Vgl. Wolfgang Benz (Hrsg.), *Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*, 3. Aufl. München 1993, S. 614–631.

⁷² Heinrich Heffter (1903–1975), Historiker, 1933–1945 Leiter der Forschungsstelle für die Geschichte Hamburgs, ab 1945 Dozent bzw. Professor für Neuere Geschichte an der TH Braunschweig.

⁷³ Hans Lehmann (geb. 1909).

⁷⁴ 1861 begründet unter dem Titel „Leipziger Nachrichten“, 1892 umbenannt, erschienen bis 1945.

⁷⁵ Hans Schaefer (1906–1961), 1935 Privatdozent für Alte Geschichte in Leipzig, 1936 Professor in Jena, 1941 in Heidelberg.

⁷⁶ Auslassung: 1 Seite. Über das Hoßbach-Protokoll der Konferenz vom 5.11.1937.

wir uns verabredungsgemäß mit Hanna wiedertrafen. Wie übelberaten waren diese böhmischen Deutschen, die auf den „Führer“ in Berlin wie auf ihren Erlöser warteten. Wenn sie doch hätten ahnen können, was für ein falscher Messias das war!

[. . .]⁷⁷

Ich machte im Sommer 1939 meine gewohnte Jahresreise in die Schweiz, folgte dann aber noch der Einladung meines Freundes und ehemaligen Schülers Walter Reh zu einer Besuchsreise nach Bulgarien, denn er war Lehrer an der Deutschen Schule in Sofia. Die Reise ging über Prag und Preßburg. Kurz hinter dieser Hauptstadt des neuen Slowakenstaates⁷⁸ trat ein Mann in mein Eisenbahnabteil und sagte, er habe gehört, daß ich nach Sofia führe; er führe auch dahin, und ob ich mich nicht zu ihm ins Nachbarabteil setzen wollte? Es sei doch hübsch, einen Reisegefährten zu haben. Ein solcher sei, wie ein Sprichwort sage, zu erachten wie ein guter Freund. Ich erlebte, als ich ihm gefolgt war, in ihm in der Tat ein Muster orientalischer Gastlichkeit. Er war Armenier von Geburt, aber in Sofia als Kaufmann ansässig. Jetzt kam er von einer Geschäftsreise nach Berlin. Er erzählte mir recht interessant von seinen Eindrücken in Deutschland und ebenso von den Zuständen in Bulgarien und Armenien. In Belgrad hatten wir mehrere Stunden Aufenthalt. Da lud er mich zu einem Besuch in der Stadt ein. Er zeigte mir die alte Festung an der Einmündung der Save in die Donau, den Ausblick über beide Ströme, weit hinein ins flache Land und auf die ehemals österreichische Stadt Semlin, die Belgrad gegenüber liegt. Dann hatten wir noch Zeit, in ein Café zu gehen und das Belgrader Straßenleben zu betrachten. Bei der Weiterfahrt, hinter Nisch, fiel mir auf, daß die Sonne so zeitig unterging. Da merkte ich, daß wir uns im Gebiet der osteuropäischen Zeit befanden, und stellte meine Uhr um eine Stunde vor. Im bulgarischen Grenzbahnhof lud er mich zum Abendessen ein und bestellte mir ein Wiener Schnitzel, weil mir die „orientalischen Gerichte“ ja doch nicht gefallen würden. In Sofia spät abends holte mich Walter Reh im Bahnhof ab. Ich machte aber einige Tage später meinem Reisegefährten in seiner Wohnung noch einen Dankbesuch. Da gab es türkischen Kaffee und nochmals ein gutes Gespräch.

Ich hätte die Mahlzeiten gar nicht bezahlen können, weil ich mein bulgarisches Geld erst in Sofia eintauschen konnte. Ich hätte auch mangels Sprachkenntnissen mit den Zollbeamten nicht so geschickt verhandeln können, wie es mein Freund für mich tat. Es war eine Begegnung, deren ich nur rühmend gedenken kann.

⁷⁷ Auslassung: 3 Seiten. Ausführungen über die Geschichtsschreibung Gerhard Ritters und Darstellung der politischen Ereignisse des Jahres 1938 (Annexion Österreichs und Münchner Abkommen).

⁷⁸ Am 14.3.1939 entstand infolge der Zerstörung der Tschechoslowakei die Slowakei als ein Staat, der außen- und wirtschaftspolitisch in enger Verbindung mit dem Deutschen Reich stand.

Reh zeigte mir viel von Bulgarien. Ein zweitägiger Ausflug führte uns ins Rila-Kloster in den Rhodopenbergen, dem ältesten Stützpunkt des Christentums in Bulgarien. Hier und in der Kathedrale von Sofia erlebte ich feierliche Gottesdienste der einheimischen orthodoxen Kirche. Mir fiel auf, daß das Kreuzifix in diesen Kirchen nicht vorkam. Dafür sah ich Wandgemälde von sämtlichen Totenerweckungen des Neuen Testaments. Die orientalische Kirche legt nach altchristlicher Weise wenig Wert auf das Passionsleiden Christi; um so mehr auf die Glorie der Auferstehungsbotschaft. Das hat mich tief beeindruckt, denn das ist ja das eigentliche echte Evangelium, dem auch die abendländische Kirche sich wieder mehr zuwenden mußte. Mir ging auf, daß in der Überbetonung des Bloßmenschlichen [sic!], ja der menschlichen Schwachheit die Wurzel der Irrlehre des „Scheiterns“ Christi liegt. Es mußte ja so kommen, daß ein „scheiternder“ Christus säkularisiert und an die Wand gedrückt wurde. Die morgenländische Kirche hat das Bild des siegreich die Welt überwindenden Gottmenschen treuer bewahrt. Damit hat sie sich in der Flut des Islam, die viele ihrer Länder überschwemmte, dennoch behaupten können. Auch in der Flut der westlichen Aufklärung kann sich die Kirche nur behaupten und am Ende wieder siegreich Fuß fassen, wenn sie sich darauf besinnt, daß der Karfreitag kein Trauer-, sondern ein Siegestag ist, der zum Ostertag überleitet. Es ist keine gute „Reform“, wenn man heute in der Karfreitagsliturgie die zentrale Antiphon gestrichen hat:

Dein Kreuz, o Herr, verehren wir
und deine heilige Auferstehung preisen wir;
denn siehe, durch das Holz kam Freude in alle Welt.

Die Kirche ist berufen, „Hochkirche“ zu sein: Das hatte ich ja immer vertreten.

Ich habe in Sofia auch eine Moschee gesehen, und einige Tage verlebte ich mit Rehs in einem mohammedanischen Ort am Fuße des Balkans, wo am klaren Sommerabend vom Minarett die Stimme des Muezzin erklang. Von hier fuhren wir im Autobus hinauf zum Schipkapaß, den im russisch-türkischen Krieg von 1877 die „Befreier“ Bulgariens erstürmten.⁷⁹ In Sofia hatte ich schon das Denkmal des Zaren Alexander II.⁸⁰, des „Befreiers“ („Oswoboditel“), gesehen, jetzt sah ich auf der Schipka die Kriegsdenkmäler der Sieger, um deretwillen der Reisewagen extra eine Stunde Aufenthalt hatte. Wir reisten dann weiter nach Trnowo, der alten malerischen Hauptstadt des Landes, nördlich des Balkans. Die Rückfahrt nach Sofia mit der Eisenbahn ging über Plewna, der Festung, vor der die Türken den russischen Vormarsch fast ein halbes Jahr aufhalten konnten. So gewann ich auch von der türkischen Geschichte einen gewissen, nicht unbedeutenden Eindruck.

⁷⁹ Der Schipkapaß wurde am 19.7.1877 von russischen Truppen genommen.

⁸⁰ Alexander II. (1818–1881), 1855–1881 Zar von Rußland.

Unser letzter großer Ausflug ging nach Plowdiw (Philippopol) in Südbulgarien, das auch Ostrumelien genannt wird. Hier sahen wir die Extrablätter angeschlagen, die den Abschluß des Moskauer Vertrags vom 23. August 1939 zwischen Hitler und Stalin meldeten. Für die Bulgaren war das eine Freudenbotschaft, denn die Annäherung jener beiden schien die politische Lage ihres Landes entscheidend zu erleichtern. Bulgarien schwankte zwischen deutschen und russischen Sympathien. Nun schien ihm die Wahl erspart zu werden. Die Gefahr des Konfliktes schien zu schwinden. Daß der gefürchtete Krieg nur um zwei Jahre hinausgeschoben war, das merkten die Bulgaren nicht. Mir aber wurde bedenklich zumute. Denn was würde jetzt aus Polen werden, das Hitler aus dem Wege räumen wollte? Würde es nicht rätlich sein, sofort heimzureisen, ehe der Marschbefehl gegen Warschau erging wie vorm Jahre [sic!] der gegen Prag?

Ich wußte natürlich nicht, daß Hitler seinen Angriff auf Polen bereits auf den 26. August festgesetzt hatte.⁸¹ Ich hatte vor, am 30. von Sofia abzureisen und die Heimfahrt unterwegs in Budapest zu unterbrechen, um die magyarisches Hauptstadt wiederzusehen, in der ich 1917 schon gewesen war, als die alte Donaumonarchie noch bestand. So entschloß ich mich in Plowdiw, es drauf ankommen zu lassen und nicht vorzeitig auf die Heimreise zu gehen. Zunächst fuhr mein Zug normal bis Belgrad. Beim Umsteigen hörte ich aber, daß der ungarische Zug nur bis zur Grenze des eignen Landes fahren werde; wie es dann weitergehe, sei unbekannt. Nun, ich hatte ja vor, in Budapest auszusteigen, fuhr also zunächst weiter. Dann aber kamen mir starke Bedenken. Wer weiß, was in den zwei Tagen passieren würde, die ich dableiben wollte. Als wir Budapest erreicht hatten, zog ich's vor, sitzenzubleiben, um lieber so weit wie möglich heimwärts zu kommen. Der Grenzbahnhof, auf dem alles aussteigen mußte, befand sich aber in einem trostlosen Nest, sozusagen in einsamster Pußta. So stand ich nun mit meinem Koffer auf dem Bahnsteig, ratlos, was ich hier tun könnte. Aber ich hatte Glück. Ich hatte schon gemerkt, daß im stekengebliebenen Zug deutsches Gesandtschaftspersonal, ich glaube aus Konstantinopel, mitgefahren war. Diese Leute sorgten dafür, daß man aus der nicht weit entfernten slowakischen Hauptstadt einen Pendelzug hinausschickte, mit dem auch ich mit nach Preßburg hineinfahren konnte. Aber was nun? Ich konnte feststellen, daß wenigstens ein einziger Zug nachts ein Uhr nach Prag abgehen werde; den konnte ich benutzen.

Ich ging also in kein Hotel, stellte meinen Koffer nur im Bahnhof ein und hatte nun überflüssige Zeit, mir Preßburg anzusehen. Auch hier war ich 1917 schon gewesen. Damals hieß die Stadt auf magyarisch Pozsony; jetzt auf slawisch Bratislava. Ich ging aufs Schloß hinauf und trieb mich in den Straßen und Restaurationen herum, hörte mit Vergnügen in alten Gassen manchmal auch deutsche Laute, bis es dunkel wurde. Dann wartete ich auf dem Bahn-

⁸¹ Vgl. Generaloberst Halder, Kriegstagebuch, bearb. von Hans-Adolf Jacobsen, Bd. 1, Stuttgart 1962, Eintragung vom 23. 8. 1939, S. 27.

hof. Nach Mitternacht wurde mein Zug tatsächlich bereitgestellt, und im Morgenrauen des 31. August landete ich in Prag. Mit großer Freude sah ich, daß auf einem andern Bahnsteig ein Zug wartete, der schon vor Stunden hätte abgehen müssen. Ich stieg ein und glaubte, meiner Heimkehr sicher zu sein. Aber da fuhr der Zug bloß bis Lobositz. Er blieb wieder an der Grenze stehen, diesmal an der neuen „Protektoratsgrenze“.⁸² Ein deutscher Bahnbeamter erklärte mir auf meine Frage nur recht ungnädig, es ginge, weil es Krieg gebe, jetzt kein Zug hinein nach Deutschland.

Da sah ich an einer Wand im Bahnhof den Fahrplan der mir von Jugend auf so wohlvertrauten „Sächsisch-Böhmischen Dampfschiffahrt“, die von Leitmeritz bis Dresden verkehrt. Ich schleppte meinen Koffer zur Landestelle an der Elbe, und richtig, da kam ein fahrplanmäßiger weißgrüner Dampfer aus Leitmeritz. Er verkehrte allerdings nur bis Pirna. So kam ich zu einer schönen erholsamen Dampferreise auf der Elbe: vorbei an Salesel und der Dubitzer Kirche, am Schreckenstein, Aussig bis Bodenbach. Hier stieg ich aus, weil ich hoffte, von hier aus besser mit der Bahn weiterzukommen als von Pirna. Wirklich ging bald ein Zug nach Dresden, und von Dresden einer nach Leipzig, allerdings nicht über Riesa, sondern nur auf der Bummelzugstrecke über Döbeln. Kurz vor Mitternacht rief ich vom Leipziger Hauptbahnhof meine Frau an. Sie hatte keine meiner Postkarten, die ich in Bulgarien geschrieben hatte, erhalten. Als ich unsre Wohnung erreicht hatte, teilte mir Hanna mit, eben habe Dr. Lehmann von den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ telefoniert, morgen früh um 5 Uhr werde an der polnischen Grenze „zurückgeschossen“, weil die Polen in unverschämter Weise den Gleiwitzer Sender angegriffen hätten.⁸³ Der Krieg, der ein Weltkrieg werden sollte, war da. Ich hatte mit meiner abenteuerlichen Fahrt gerade noch vor Ausbruch den Heimathafen erreicht.

[. . .]⁸⁴

Seit dem Winter 1940/41 fühlte ich fast sicher, daß die Peripetie gekommen war. Um die Osterzeit 1941 raffte ich mich auf zu einer Reise nach Österreich. Das Ausland war mir des Krieges wegen seit meiner Heimkehr aus Bulgarien verschlossen. So wollte ich sehen, wie „wohl“ sich die Österreicher fühlten im „Großdeutschen Reich“. Die Eindrücke waren kümmerlich. Der geschichtliche Name war ausgetilgt. Ich mußte nach „Ober-“ und „Niederdonau“ reisen: nach Linz und Melk und Wien. In Linz fand ich das Geburtshaus der Marianne

⁸² Unter Bruch des Münchner Abkommens hatte Hitler am 14./15. 3. 1939 die Tschechoslowakei zerstört und Böhmen und Mähren dem Deutschen Reich als Protektorat angegliedert.

⁸³ Den von nationalsozialistischer Seite vorgetäuschten Angriff angeblicher polnischer Aufständischer auf den Sender Gleiwitz am 31.8.1939 nahm Hitler unter anderem als Vorwand für den Angriff auf Polen. Vgl. Jürgen Runzheimer, Der Überfall auf den Sender Gleiwitz im Jahre 1939, in: VfZ 10 (1962), S. 408–426.

⁸⁴ Auslassung: 2 1/2 Seiten. Ausführungen über den Angriff Hitlers auf Polen (1939), Frankreich (1940) und die Sowjetunion (1941).

Jung⁸⁵, die als Frau von Willemer die Muse des „Westöstlichen Diwans“⁸⁶ wurde. Da gewann ich die Anregung, über „Goethes Suleika“ eine literarhistorische Monographie zu schreiben, die ich zuerst für einen Vortrag in einem Freundeskreise in Bautzen verwertete. Nach der Hitlerzeit konnte ich sie als kleines Buch veröffentlichen.⁸⁷ In Wien machte ich zuerst einen Ausflug auf den Kahlenberg und ging zu Fuß weiter nach Klosterneuburg zum Besuch der imposanten Abtei der Augustiner-Chorherren. Ein andermal fuhr ich ins Burgenland und erblickte von der Leithagrenze aus das Schloß von Preßburg. Da erinnerte ich mich an meine Reiseabenteuer von 1939. Im Burgenland wanderte ich zu Fuß nach Rust am Neusiedler See und dachte an die Stammtischabende im „Dummen Hund“ zu Freiberg. Endlich fuhr ich noch auf den Semmering und reiste von hier weiter nach Graz, wo ich auch Erinnerungen aufzufrischen hatte. Weiter fuhr ich durch Kärnten nach Klagenfurt, zum Wörther See und nach Villach, wo ich zweimal übernachtete, aber mich sehr ärgerte über die unausstehlichen Lautsprecher der Nazi-Propaganda in den Straßen. Die letzte Station war Salzburg, von wo ich über München nach Leipzig zurückkehrte.

Zu den Gedanken, die ich mir während der Reise machte, gehörten Überlegungen, was nach Hitlers Sturz in Deutschland politisch zu tun wäre. Ich kam, wie 1919, wieder zu dem Ergebnis, es gelte vor allem für die Wiederherstellung christlichen Geistes in der Öffentlichkeit zu arbeiten. Aber da glaubte ich endgültig, mit meiner heimatlichen Landeskirche nichts mehr anfangen zu können. Die Kirche in Sachsen gehörte leider nicht zu den drei „intakten“ Landeskirchen (Hannover, Württemberg, Bayern), die es noch gab.⁸⁸ Sie war in den Händen der „Deutschen Christen“. So schien es mir nunmehr geboten, zur katholischen Kirche überzugehen. Als ich wieder zu Hause war, erklärte ich meine Absicht den Leipziger Oratorianern, insbesondere meinem Freunde Philipp Dessauer. Der war natürlich sehr erfreut und sagte sofort, eines Konvertitenunterrichts bedürfe ich nicht, denn ich verstehe ja längst vom katholischen Glauben viel mehr als die meisten Katholiken. In der Tat war ich als Hochkirchler schon seit zwanzig Jahren „katholisch“, nur bisher noch nicht „römisch“. Diese Unterscheidung war für mich wesentlich, aber nunmehr war sie nicht mehr aktuell. Ich begann also, regelmäßig an den katholischen Sonntagsgottesdiensten teilzunehmen. Dann ging ich eines Tages ins Leipziger Rathaus und erklärte meinen Austritt aus der Landeskirche. Dieser Schritt war von den Nazis sehr

⁸⁵ Marianne von Willemer geb. Jung (1784–1860), Tänzerin und Dichterin.

⁸⁶ West-Östlicher Divan. Gedichtzyklus von Johann Wolfgang von Goethe, erschienen 1819, erweitert 1827.

⁸⁷ Suleika. Vom Ewigen in der Liebe, München 1948.

⁸⁸ Bei den Kirchenwahlen am 23.7.1933, die aufgrund der neuen Reichskirchenverfassung vom 14.7.1933 erforderlich geworden waren, errangen die Deutschen Christen die Mehrheit und konnten die Herrschaft in den meisten Landeskirchen übernehmen. Nur Württemberg, Bayern und Hannover behielten ihre alten Kirchenleitungen. Zu den jeweiligen Entwicklungen in den Landeskirchen vgl. Kurt Meier, *Der evangelische Kirchenkampf*, 3 Bde., Göttingen 1976 und 1984 (Bd.3).

leicht gemacht; man brauchte nur an amtlicher Stelle eine entsprechende Erklärung abzugeben. Die Beamtin fragte mich, ob ich „gottgläubig“ oder „religionslos“ werden wollte. Als ich antwortete: „katholisch“, hörte sie kaum hin.

Am 2. Februar 1942, dem Lichtmeßtage, den ich mir ausgesucht hatte, wurde ich von Dessauer in die römisch-katholische Kirche aufgenommen. Ich sprach als Glaubensbekenntnis das Nicaenum auf Lateinisch, das ich innerlich schon als Hochkirchler angenommen hatte. Gewissensmäßig „katholisch“ war ich längst. Meiner Geschichtskennntnis war bewußt, daß meine Heimatkirche offiziell nie hatte „protestantisch“ sein wollen, daß sie Jahrhunderte lang im schärfsten Gegensatz zum Calvinismus gestanden hatte und sich „eigentlich“ hatte nennen wollen die „Katholische Kirche Augsburgischer Konfession“. Und ich wußte, daß mir die heilige Taufe als katholisches Sakrament gespendet worden war. So war für mich die Konversion nur ein Schritt aus theologischen und politischen Erwägungen, was jetzt nach den offenkundigen Verwüstungen im Protestantismus und nach den verheerenden Zerstörungen im deutschen Geiste durch den Nationalsozialismus zu tun sei. Ich dachte an den inzwischen verstorbenen Peter Wust⁸⁹ und seine Hoffnungen auf einen Umschwung im Geistesleben zugunsten des Christentums. Ich wünschte zu diesem Umschwung beizutragen.

Inzwischen hatten wir uns von unserm Sohne trennen müssen. Hans bestand zu Ostern 1940 sein Abitur an der Thomasschule. Kurze Zeit vorher bestellte mich einmal sein Klassenlehrer mit dem Ansinnen, ich möchte doch auf meinen Sohn einwirken, daß er der Hitlerjugend beitrete. Er sei der einzige in seiner Klasse, der nicht dazugehöre, und es sei zu fürchten, daß er deswegen zum Abitur nicht zugelassen werde. Ich konnte dem wohlmeinenden Herrn Kollegen nur erklären, daß ich meines Sohnes freien Willen nicht beschränken könne. Die Drohung mit der Nichtzulassung war nur ein Einschüchterungsversuch, auf den wir nicht hereinfielen. Hans erhielt gute Zensuren. Aber er mußte gleich darnach seinen Arbeitsdienst ableisten, der gesetzlich vorgeschrieben war.⁹⁰ Er wurde nach Südbayern geschickt, erst in die Gegend hinter Traunstein, dann nach Memmingen. Als er im Spätsommer 1940 wieder nach Hause kam, stellte sich heraus, daß sein Jahrgang 1922 noch nicht zum Militär ausgehoben wurde. Hans konnte sich an der Universität immatrikulieren lassen und ein Jahr lang Altphilologie und Geschichte studieren. Erst dann kam er nach Meißen zur Ausbildung bei der schweren Artillerie. Sein Ersatztruppenteil lag in Frankfurt an der Oder. Von dort schickte man ihn an den mittleren, damals ziemlich ruhigen Abschnitt der Ostfront. Hanna und ich reisten nach Frankfurt, um ihn zu verabschieden. Das war 1942.

[. . .]⁹¹

⁸⁹ Peter Wust (1884–1940), Philosoph.

⁹⁰ Das Gesetz vom 26. 6. 1935 (RGBl 1935 I, Nr. 64, S. 769–771) verpflichtete alle Jungen und Mädchen zu einem halbjährigen Arbeitsdienst.

⁹¹ Auslassung: 1 1/2 Seiten. Über den Angriff auf die Sowjetunion und die Kriegserklärung an die USA.

Ich reiste im Sommer 1942 nach Westdeutschland, hauptsächlich weil ich einen Gedankenaustausch mit Ludwig Bergsträßer⁹² haben wollte, den ich in Darmstadt mehrere Tage besuchte. Er war vorher schon zweimal bei mir in Leipzig gewesen. Wir machten uns gemeinsam ein Bild von der weltpolitischen Lage und standen dabei innerlich ganz auf der Seite der westlichen Alliierten, denn Hitler-Deutschland konnte unmöglich unser Vaterland sein. Wir hatten nur den Wunsch, von den Amerikanern und nicht etwa von den Russen „befreit“ zu werden. Bergsträßer legte mir nahe, mich mit dem von den Nazis abgesetzten Leipziger Oberbürgermeister Carl Goerdeler⁹³ in Verbindung zu setzen.

Darum schrieb ich nach meiner Heimkehr nach Leipzig an ihn. Er ließ mir im Oktober eine Einladung zukommen zu einer privaten Vortragsveranstaltung in seinem Haus, bei der Dedo Müller der Redner war. Ich war ihm nicht unbekannt, weil sein jüngster Sohn ein Klassenkamerad meines Sohnes auf der Thomasschule gewesen war. Nach Müllers Vortrag kam er zu mir und lud mich zu einem Gespräch ein. Ich habe während des Winters 1942/43 ein halbes Dutzend lange Unterredungen unter vier Augen mit ihm geführt, in denen er mich in seine fortdauernden Bemühungen einweihte, die militärischen Führer doch noch zu einem Putsch gegen Hitler zu überreden.⁹⁴ Natürlich war er über die wahre Lage des Krieges weit besser informiert, als ich es sein konnte; und so waren mir die Gespräche sehr interessant. Aber politisch gewann ich nicht den Eindruck, als ob ein Putsch jetzt noch gelingen, und wenn er gelang, daß er noch viel nützen konnte. Ich habe daher bald nach der Katastrophe von Stalingrad (Anfang Februar 1943) die Gespräche abgebrochen. Bei allen guten Wünschen, die ich für die Verschwörung hegte, mußte ich sie als zu „preußisch“ erkennen, als daß ich für diese Sache mein Leben aufs Spiel hätte setzen mögen. Ich hätte mich, wie der Hitler-Biograph Fest mit Recht urteilt, in den Untergang der preußischen Herrenschicht verwickelt, mit der ich wirklich nichts zu tun hatte. Mit diesen Verschwörern,

den Trägern vieler klangvoller Namen, trat zugleich das alte Deutschland ab, und wenn es seinen Ruhm längst dahin hatte, verspielt im opportunistischen und kurzsichtigen Zusammengehen mit Hitler, so muß doch eingeräumt werden, daß der Entschluß zur Kündigung des einstigen Bündnisses von diesen Männern ausging.⁹⁵

⁹² Ludwig Bergsträßer (1883–1960), Historiker und Politiker, 1920–1933 am Reichsarchiv tätig, 1924–1928 MdR (DDP), 1928 Eintritt in die SPD, 1948–1949 Mitglied des Parlamentarischen Rates, 1949–1953 MdB.

⁹³ Carl-Friedrich Goerdeler (1884–1945), Jurist, 1930–1937 Oberbürgermeister von Leipzig.

⁹⁴ Vgl. Gerhard Ritter, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, 4. Aufl. Stuttgart 1984, S. 347–362.

⁹⁵ Joachim C. Fest, Hitler, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1973, S. 976.

Was Goerdeler noch an Zugeständnissen der westlichen Alliierten an die Preußen für möglich hielt und verlangen wollte, das erschien mir weder wünschenswert noch aussichtsvoll. Die Alliierten hätten schwerlich noch anerkannt, daß es gut sei, das nationalsozialistische Deutschland wieder durch ein preußisch geführtes zu ersetzen. Sie hätten mit einer Reichsregierung Goerdeler wahrscheinlich auch nicht mehr verhandelt, sondern die „bedingungslose Kapitulation“, die auf einer Konferenz in Casablanca proklamiert worden war⁹⁶, auch von ihr gefordert. So hart es einem vorkommt: Es war besser, daß Hitler noch Gelegenheit erhielt, die preußische Elite zu vernichten, ehe er selbst unterging. Die Totalkatastrophe von 1945 hatte den Vorzug, daß Preußen zerstört wurde. Dadurch hat Deutschland in neuen Formen, an die mit Preußen nicht zu denken war, die Katastrophe eben doch überstehen können. Das ist das Urteil, zu dem der Historiker, der Preußen als deutsches Verhängnis erkennt, gelangen muß.

Vorerst freilich war von 1943 an noch die Schreckenszeit des Kriegsendes zu überstehen. Goebbels proklamierte nach dem Schlage von Stalingrad den „totalen Krieg“⁹⁷, in dem jeder, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, dienstverpflichtet werden konnte. Vor der Aushebung zum sogenannten „Volkssturm“ bewahrte mich meine Kriegsverletzung von 1915, durch die ich für immer „kriegsuntauglich“ war. Aber zu irgendeinem zivilen Arbeitsdienst konnte ich jederzeit gepreßt werden. Deswegen war ich erfreut, daß ich dem schon jetzt durch Eintritt in die Firma Brandstetter zuvorkommen konnte. Heinz Wild konnte nicht länger „zurückgestellt“ werden; er mußte zum Militär einrücken. Da bat er mich um seine Stellvertretung. Ich übernahm die Leitung des Heller- und auch die des Tauchnitz-Verlags im Hause Brandstetter. Im Tauchnitz-Verlag erschien im Auftrag des Auswärtigen Amtes die Reihe des „Deutschen Tauchnitz“: Sonderausgaben moderner deutscher Romane, die nur zu Propagandazwecken in den außerdeutschen Ländern, die Hitler besetzt hielt, verbreitet wurden.⁹⁸ Dieser Romanreihe verdanke ich, daß ich in regelmäßigen Abständen nach Berlin fahren mußte, um dem zuständigen Ministerialrat Metzner⁹⁹ im Auswärtigen Amt Vorschläge zu machen und sonstige Fragen zu besprechen. Ihr verdankte ich's auch, daß mein häusliches Telefon nicht gesperrt wurde. Denn ich mußte von Berlin aus jederzeit erreichbar sein. Kurz, ich gewann eine gesicherte Position, in der ich keine anderweitigen unwillkommenen Zugriffe zu befürchten hatte. Ich erhielt auch eine „Lohntüte“ bei Brandstetter, die mein Einkommen aufstockte.

⁹⁶ Auf der Konferenz von Casablanca vom 14. bis 26. 1. 1943 einigten sich Churchill und Roosevelt auf die Forderung der „bedingungslosen Kapitulation“ Deutschlands.

⁹⁷ Rede am 18. 2. 1943 im Sportpalast in Berlin.

⁹⁸ Die Reihe „Der deutsche Tauchnitz“ erschien 1941–1944 und wurde nur an Buchhändler außerhalb des Deutschen Reiches abgegeben. Unter den 74 Titeln finden sich unter anderem Werke von Theodor Fontane, Ricarda Huch, Hermann Löns, Theodor Storm, Ernst Jünger, Wilhelm Busch, Wilhelm Hauff und Johann Wolfgang von Goethe.

⁹⁹ Kurt Metzner (geb. 1895), Referatsleiter (seit 1941) und wissenschaftlicher Hilfsarbeiter (seit 1943) in der Kulturpolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes.

Am 3. Dezember [1943] kamen meine Bautzener Freunde nach Leipzig zum Begräbnis einer Tante. Lore Böttger wohnte bei uns. Da wurden wir gegen Morgen zum 4., als es noch dunkel war, durch den ersten schweren Bombenangriff der Engländer aufgeschreckt. Das Hinterhaus unsres Hauses ging in Flammen auf. Wir mußten das Haus räumen, da man die Explosion einer in nächster Nähe stehenden Fabrik befürchtete. Da standen wir mit unserm Besuch neben der Lutherkirche und schauten erschüttert auf das Flammenmeer der brennenden Villen der Karl-Tauchnitz-Straße. Dem ersten Angriff folgten 1944 noch zahlreiche andere. Auch unser Haus brannte. Das Dach und das oberste Stockwerk wurden zerstört. Ich holte mir beim Löschversuch eine schwere Rauchbeschädigung meiner Augen, die aber dann wieder ausgeheilt werden konnte. Unsere eigene Wohnung erlitt schwere Wasserschäden, weil das Haus monatelang kein Dach mehr hatte. Aber unsre Möbel und Bücher blieben erhalten. Wenn nicht damals auch meine Akten erhalten geblieben wären – einschließlich vieler Dokumente der Geschichte der „Kölnischen Zeitung“, die sich in meiner Hand befanden –, hätte ich jetzt diesen fünften Teil meiner Lebenserinnerungen gar nicht schreiben können.

Im Sommer 1944 ging ich, um wenigstens kurze Ferien zu machen, nach Bautzen. Ich wohnte aber nicht bei Böttgers, denn Lore war allein. Rudolf war Soldat in Frankreich. Am 20. Juli machten Lore und ich einen Ausflug in die sogenannte Heide. Wir hatten keine Ahnung, was an diesem Tage geschah. Als wir nachmittags in die Stadt zurückkamen, sahen wir die Extrablätter, die das Scheitern des Stauffenberg¹⁰⁰-Attentats auf Hitler meldeten. Am nächsten Tage standen die Berichte in der Zeitung: Der Putsch war vergeblich geblieben. Ich dachte zurück an den 20. Juli 1932, wo Papens Staatsstreich Preußen wieder „preußisch“ machen wollte. Er hatte nur den Nationalsozialisten vorgearbeitet. Zwölf Jahre später mißlang der Versuch, es ihnen noch einmal zu entreißen. Die Vorgänge hatten einst und jetzt etwas Unwirkliches, weil die Uhr der Geschichte bereits weiter vorgerückt war. Im Jahre 1944 stand schon seit dem 6. Juni die amerikanisch-englische Armee in der Normandie fest auf dem Kontinent, um Hitlers Gewaltherrschaft zu brechen. Paris war allerdings noch in deutscher Hand, und dort hätte der Goerdeler-Putsch beinahe glücken können.¹⁰¹ Aber in Berlin wurde sein Feuer ausgetreten. Die letzte preußische Schilderhebung, so schreibt Fest, „hinterließ kaum eine Spur“.¹⁰²

¹⁰⁰ Claus Graf Schenk von Stauffenberg (1907–1944), Generalstabsoffizier, 1943 Stabschef einer Panzer-Division in Afrika, 1944 als Oberst i. G. Stabschef des Befehlshabers des Ersatzheeres.

¹⁰¹ Zu den Vorgängen in Paris vgl. Heinrich Bücheler, Carl-Heinrich von Stülpnagel. Soldat, Philosoph, Verschwörer, Berlin, Frankfurt/M. 1989, S. 302–321.

¹⁰² Fest, Hitler, S. 977.